Die Moral

in

einzelnen Aufsätzen

entwickelt und dargestellt

von

J. Mertian.

Zweyter Band.

Augsburg, 1796.
bey Johann Melchior Lotter. Buchhändler.

Inhalt.

I.

Ueber Familien-Uneinigkeiten. Seite 1

II.

Ueber Gottes-Verehrung. 17

III.

Ueber Neuerungsgeist. 33

IV.

Der Geist unseres Zeitalters in Rücksicht auf Religion und Moralität. 49

V.

Ueber Glückseligkeit. 65

VI.

Der Mensch im Unglücke. 81

Inhalt.

VII.

Einfluß der Religion auf die Moral. Seite 97

VIII.

Verhältniß des moralischen Zustandes des Menschen in diesem Leben mit seinen zukünftigen Daseyn. 113

IX.

Ueber den Luxus und dessen Verhältniß zur Sittlichkeit und zur Gesellschaft. 129

X.

Ueber die bösen Gewohnheiten. 145

XI.

Einfluß der Vorurtheile auf moralische Handlungen. 161

XII.

Ueber das Gewissen. 177

XIII.

Ueber wahre Demuth. 193

I. Ueber

I.

Ueber Familien-Uneinigkeiten.

Unter den verschiedenen Ursachen, welche zur Beförderung der Immoralität beytragen, sind jene die schädlichsten, deren Wirkungen am wenigsten merklich sind, und den Blicken des hellsehensten Mannes oft entgehen. Ob sie gleich nur äußerst selten zu auffallenden Lastern und schändlichen Vergehungen verleiten, so sind ihre bösartigen Wirkungen desto ausgebreiteter, und werden dadurch zu einem beynahe unübersteigbaren Hindernisse, welches der reinen und vollkommenen Tugend entgegen steht. Eine solcher Quellen der Unsittlichkeit, die sich in sehr viele Nebenflüsse austheilen, ist der Geist der Zwietracht und Uneinigkeit, der einen grossen Theil der Familien entzweyet.

Dieser Geist der Uneinigkeit stammet ursprünglich von einem Vorurtheile ab, welches so alt als der Mensch ist, und mit ihm aufwächst.

Geschwistern, so lange sie im våterlichen Hause sind, genießen gleiche Rechte; sie haben gleiche Vortheile; ihre Bedůrfnisse werden von ihren Aeltern auf gleiche Art befriediget; alle erhalten gleiche Erziehung, alle werden zu Stånden bestimmt, die in der Gesellschaft gleichen Rang haben. Wenn die Aeltern mit Tode abgehen, so theilen sie ihre Verlassenschaft in gleiche Theile untereinander, und zwar aus dem Grundsatze, weil sie gleiche Rechte haben. Es versteht sich von selbst, daß wir hier nur im allgemeinen reden, und daß einige besondere Gebråuche oder die Vorliebe der Aeltern zu einigen ihrer Kinder gegen das Vorurtheil nichts vermögen, das in den Kindern eingepflanzt ist, und ungeachtet entgegengesetzter Gebråuche in ihnen aufwåchst.

So wie diese Rechte, so lange die Kinder im våterlichen Hause miteinander, unter der Aufsicht ihrer Aeltern, leben, von allen Geschwistern nach gleichem Maaße ausgeůbt werden, eben so glauben sie, daß nach dem Austritte aus dem våterlichen Hause, wann sie schon von den Aeltern versorgt worden sind, und jedes unter ihnen den Stand angetreten hat, zu welchem es einen Beruf fůhlte, noch immerfort nach gleichem Maaße ausgeůbt wer-

den sollen; daß heißt, daß sie immerfort gleiches Vermögen besitzen, gleiches Ansehen in der Gesellschaft genießen, gleiche Aussichten in die Zukunft, sowohl für ihr eignes Vermögen, als in Rücksicht auf die Versorgung ihrer eigenen Kinder, haben sollen. Hierin liegt das Vorurtheil, welches der Keim aller Uneinigkeiten, Händel und Zwistigkeiten ist, die in Familien entstehen, und sie oft auf die Lebenslänge von einander entzweyen.

Die Vorurtheile, welche von der Erziehung herstammen, gehören überhaupt unter jene, die der Mensch an sich am wenigsten wahrnimmt, wovon folglich er sich am seltesten losmachet. Das Vorurtheil, wovon wir reden, ist um so schwerer auszurotten, als es ursprünglich ein eigentliches Recht war, das seinen Grund in der Natur selbst hat, indem alle Kinder, als solche, gleich sind; das Recht höret aber auf, so bald die Kinder aufhören, Kinder zu seyn, das heißt, so bald sie nach den Gesetzen des Staates eigenmächtig werden, und der unbeschränkten Gerichtsbarkeit ihrer Aeltern nicht mehr unterworfen sind. Das Vorurtheil, welches Kinder bey dem Austritte aus dem väterlichen Hause mit sich nehmen,

hat also einen scheinbaren Grund in der Natur selbst.

Die Menschen überhaupt tragen in sich den Keim eines grossen Verlangens nach Gleichheit; ein jeder möchte eben so reich als sein Nachbar seyn; gleiches Ansehen in der Gesellschaft haben, und so, wie er, sich die Mittel anschaffen können, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn er hierin seinem Wunsche nicht Genüge thun kann, so entsteht in ihm eine Art von Neid, von Eifersucht, welche eine Abneigung gegen alle, die reicher als er sind, erwecket, und die bey nächster Gelegenheit in Feindschaft ausbricht. Daher die Aufstände der Aermern gegen die Reichern in aufrühreriſchen Ausbrüchen, daher die Gewaltthätigkeiten, womit man diese verfolget, die Ungerechtigkeiten, die man gegen sie ausübt, nnd die Bemühungen, sie ihres Ansehens und Vermögens zu berauben.

Wenn also überhaupt unter den Menschen, welche nur die Bande der Gesellschaft aneinander verknüpfen, schon ein gewißer Hang nach einem Wohlstande herrschet, in welchem man seine Bedürfnisse und Gelüste so ungehindert und bequem wie ein anderer befriedigen kann, um wie viel mehr wird dieser Hang unter Verwandten und Geschwistern herrschen,

welche zudem noch mit den Banden der Verwandtschaft und des Blutes miteinander verbunden sind?

Sobald also unter Verwandten, wie der Fall unausbleiblich ist, Ungleichheit in den Vermögensumständen, in ihrem politischen Ansehn, oder in ihren Aussichten in die Zukunft, sowohl für ihren eigenen Wohlstand als für jenen ihrer Kinder, entsteht: so entwickelt sich auch der Keim, wovon wir redeten, und bildet sich zu einem heimlichen Neide, der nur die erste Gelegenheit erwartet, sich durch einen Ausbruch zu äußern.

So lange dieser Ausbruch aus Mangel einer Gelegenheit noch nicht geschehen ist, so haben auch noch keine Uneinigkeiten statt; man begegnet sich noch einander mit Freundschaft; man leistet sich noch gegenseitige Dienste; man äußert seinen heimlichen Neid noch nicht in der Gesellschaft seiner Vertrauten, und sucht noch nicht, seinen Unwillen, seine Rache in dem abscheulichen Laster der Verleumdung zu befriedigen. Man möchte es sich nicht ansehen lassen, daß man vom Neide genagt wird.

Aber schon bey diesem Schritte erlöschen allmählich die Gefühle der Verwandschaft; jene natürliche Liebe, welche Brüder und Schwe-

stern aneinander verbindet; welche sie antreibt, gemeinschaftliches Interesse zu haben, und mit einer eben so innigen Theilnahme einen, auf welche Art es immer geschehen sey, verunglückten Bruder zu bedauern und zu trösten, als ihm für eine Glücksgunst glückzuwünschen und sich mit ihm zu erfreuen, verwandelt sich in Haß; in allen freundschaftlichen Aeußerungen, in den Dienstesleistungen erblicket man schon eine Kaltblütigkeit, welche ein untrügliches Kennzeichen der widerwärtigen Gesinnungen ist, die man im Herzen heget.

In einer solchen Lage ist natürlich, daß der unzufriedene Theil jede Gelegenheit ausspähe, wo er mit scheinbaren Gründen die Gesinnungen äußern kann, die sein Herz beklemmen. Er ersinnet verschiedene Ausflüchten, die ihn berechtigen, mit einer Klage hervorzutreten, welche ihm zu gewissen Ansprüchen Anlaß giebt. Bald findet man, daß die Ursache eines großen Fortganges in den Vermögensumständen eines Verwandten darin liegt, weil er von den Aeltern mit Vorzügen und Vortheilen behandelt worden ist; man suchet daher mit allem Fleiße alle Umstände auf, welche eine solche Ahndung begründen können; man tritt bis auf die entferntesten Epochen

seines Lebens zurück, um alles ins Gedächtniß wieder zurückzurufen, was zur Bekräftigung seiner Ansprüche etwas beytragen könnte. Wie sehr man in solchen Untersuchungen überhaupt geschickt ist, lehret die Erfahrung zur Genüge. — Bald erblicket man in dem Betragen selbst eines reichern oder in einem größern Ansehen stehenden Verwandten etwas zu rügen, das misfällt; man will wissen, daß er durch verborgene Ränke, durch niederträchtige Bemühungen, durch vermäntelte Ungerechtigkeiten zu einem Reichthume gekommen ist, den man beneidet. Mit der größten Aufmerksamkeit spähet man alle seine Tritte auf, und beurtheilet sie mit der strengsten Kritik; in der weisesten Wirthschaft sieht man abscheuliche Kargheit, schändlichen Geiz; in allen seinen Handlungen, Arbeiten und Unternehmungen findet man entweder habsüchtige Bemühungen, die ihm Schätze verschaffen, oder ruhmsüchtige Ränke, die ihn zu hohen Stellen und einträglichen Aemtern im Staate erheben. — Zu diesen Mitteln, seine neidischen Gesinnungen zu äußern und zu befriedigen, nimmt man aber nur dann seine Zuflucht, wann man von den Mitteln der ersten Art keine ausfindig machen kann, worauf man seinen Neid stütze.

Ein verdeckter Eigennutz ist eine andere Quelle, woraus Familien-Uneinigkeiten fließen. Denn Anordnungen der Vorsehung in Hinsicht auf die häusliche Welteinrichtung gemäß, herrschet Ungleichheit in den Vermögensumständen, nicht nur unter den Leuten überhaupt, sondern auch, wie wir schon gesehen haben, unter den Gliedern ebenderselben Familie. Wenn schon ein Vater seine Kinder ohne Vorzüge und Vorliebe ausstattet; wenn sie schon nach seinem Tode mit gleichen Rechten seine Hinterlassenschaft miteinander theilen, so kann doch unter Geschwistern vollkommene Gleichheit in Vermögensumständen nicht lange Statt haben. Ungleiche Genauigkeit und Sorgfalt in häuslicher Wirthschaft; ungleicher Fleiß in der Betreibung seines Gewerbes; ungleiche Talente in der Kunst zu erwerben und sich zu bereichern; manchmal ungleiche Glüksgunst in der Erlangung einträglicher Aemter und Staatsstellen; reiche Erbschaften, welche durch Vermählungen zufallen, und noch tausend andere Ursachen stören bald das Gleichgewicht unter dem Vermögen der Geschwistern, wenn es auch eine Zeitlange Statt gehabt hätte. Wie aus solcher Ungleichheit das Verlangen bey den weniger Beglückten entstehen mag, daß dieses Gleich-

gewicht wieder hergestellt werden möchte, ist leicht faßlich. Die erste Wirkung dieses Verlangens ist ein heimliches Streben, daß es in Erfüllung gebracht werde.

Allein, damit man zu diesem Ziele gelange, ist nothwendig, entweder daß von dem Reichern Aufopferungen gemacht werden, oder daß sie durch kräftige Unterstützungen, durch Hilfsleistungen, Dienstfertigkeiten, Empfehlungen u. s. w. ihre, weniger reichen Verwandten, erheben. Dazu werden aber Gesinnungen erfordert, die unter Verwandten und Geschwistern sehr selten angetroffen werden. Nur wahre Freundschaft entschließt sich, aus eigenem Triebe und um des Vergnügens willen Gutes zu thun, zu Aufopferungen und wirksamen Dienstleistungen. Der Hilfsbedürftige Verwandte, um aus seinem Bruder zu erpressen, was er zur Beförderung seines Wohlstandes nothwendig zu seyn glaubt, muß also zu heimlichen und verdeckten Vorkehrungen seine Zuflucht nehmen. Er leget dann Plane an, die seinen Absichten angemessen sind; er ersinnet Mittel sie auszuführen; auf alle Unternehmungen und Handlungen seines Verwandten ist er aufmerksam, und durch seinen wirksamen Einfluß suchet er sie nach seinen Absichten zu-

lenken. So oft er an ihm ein Vorhaben wahrnimmt, das mit denselben nicht übereinstimmet, so weiß er tausend Ursachen dagegen; er ruhet nicht, bis er es wieder in gänzliche Vergessenheit gebracht hat.

Allein bey solchen Ränken und Intriguen, wo ein Hilfsbedürftiger Verwandte sein eigenes Interesse zur Absicht hat, kann nicht anders geschehen, als daß jenes des andern dadurch beeinträchtiget werde. Aeußerst selten tritt der Fall ein, wo beyde Interessen neben einander bestehen können und zugleich befördert werden. So heimlich also der Eine handelt, so geschickt er seine Absichten zu verbergen und mit einem Scheine von Vortheil für den andern zu übertünchen weiß, so wird dieser, auf welche Art die Unterstützung von ihm erschlichen wird, doch immer bemerken, daß ein heimlicher Eigennutz die Triebfeder der Vorschläge ist, welche ihm dargeboten werden. Nun ergiebt sich von selbst, wie dadurch Abneigung und Feindseligkeiten entstehen mögen. Der Geist eines ängstlichen Verdachtes bemächtiget sich des Reichen, der auf alles, was schon geschehen ist, zurückblicket, und wie in solchen Fällen natürlich ist, überall entdecket, daß sein weniger reiche Verwandte ihn hat hintergehen wollen. Mit übertriebener

Strenge und mit den Sorgen eines Mannes, der sich betrogen zu seyn glaubet, prüfet er alle Tritte seines Verwandten, und wo er nur das Mindeste entdecket, das seinen Verdacht etwa gründen möchte, bricht er in Unwillen aus. Allmählig kommt man zu bittern Vorwürfen, man begegnet sich einander mit freyen und unanständigen Arten, und nach und nach ereignen sich die häßlichsten Auftritte, die eine anhaltende und schwerlich wieder auszusöhnende Feindschaft mit sich führen.

Familien-Uneinigkeiten, sie mögen von eigennützigen Absichten oder blos von Neid herstammen, haben auf die Sittlichkeit der Entzweyten den schädlichsten Einfluß. Die dadurch aufgeregten Leidenschaften werden in einen heftigen Schwang gebracht; durch Vorurtheile werden sie befestiget, und durch einen heimlichen Stolz, der sich angegriffen und beleidigt findet, in ihrer Heftigkeit unterhalten. Es sind beynahe keine Gesinnungen, über welche man sich überhaupt weniger berichtigen läßt als über jene, die zu Familien-Uneinigkeiten Anlaß gegeben haben. Da allemal, wenigstens auf einer Seite, Vorurtheil zum Grunde liegt, so glaubt jeder Theil nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit zu verfahren; jeder

glaubt beleidiget zu seyn; folglich wenn ihm auch der Gedanke, zu einer gegenseitigen Aussöhnung zu schreiten, unwillkührlich einfiele, so wird deßwegen demselben kein Gehör gegeben. Hierin liegt die Hauptursache, warum man so wenige Familien sieht, die nach einer langen Uneinigkeit sich über ihre feindseligen Gesinnungen miteinander vergleichen und wieder die Gefühle in sich erwecken, welche die Natur in ihr Herz gegraben hat, und die so lange Zeit durch beständige Aufregung entgegengesetzter Leidenschaften erloschen waren.

Die Gesinnungen, welche enzweyte Aeltern beseelen, übergehen auch auf die Kinder. Eheleute unterhalten sich miteinander von dem Gegenstande, der ihr Herz beklemmt; im Vertrauen äußern sie die verborgensten Gefühle und Gesinnungen, die sie Niemanden zu erkennen geben möchten. Jedermann weiß, daß, wenn man äußerlich noch so gegründete Rechte zu haben glaubet, innerlich doch vieles im Herzen vorgeht, weswegen man sich schämete, wenn es bekannt würde. Eheleute sagen sich auch manches, das mit den Vorschriften der Anständigkeit streitet; sie erlauben sich gegen ihre Verwandten unschickliche Schimpfworte, sie verspotten sie auf eine unbescheidene Weise, und

machen sie verächtlich; sie entdecken einander, was sie gegen ihre Ehre wissen; legen ihre unschuldigsten Handlungen übel aus, und geben ihren reinsten Absichten eine Misdeutung, die ihnen alle Rechtschaffenheit benimmt.

Kinder, die beständig um ihre Aeltern sind, werden dieses ungetheilten Vertrauens theilhaftig. So wohl wegen der natürlichen Liebe, die sie zu ihren Aeltern haben, als aus Trieb zur Nachahmung erwecken sie in ihren Herzen eben die Gefühle und Gesinnungen die das Herz ihrer unbehutsamen Aeltern beseelen; die Leidenschaften des Neides und eines niederträchtigen Eigennutzes entwickeln sich dann schon bey ihnen in einem Alter, wo sie sich gewöhnlich noch nicht äußern, oder höchstens in Bezug auf ihre Geschwistern von gleichem Alter Statt haben.

Wenn wahr ist, wie die Erfahrung es beweiset, daß der Mensch meistentheils nach der Lage sich bildet, in welcher er sich befindet, und nach den Umständen Gesinnungen annimmt, welche auf seinen Geist wirken: so ist einleuchtend, daß Kinder, welche an ihren Aeltern Leidenschaften wahrnehmen, dieselben sich auch eigenmachen. Dieses geschieht bey den Kindern auf eine unwillkührliche Weise, weil diese nicht im Stande sind, den Einfluß

der Reden und Aeußerungen ihrer Aeltern auf ihr Herz zu erkennen, da Erwachsene und im Denken geübte Menschen, dieß zu thun, nicht vermögen. Ihr zartes Herz nimmt alle Eindrücke ohne Unterschied an, und bildet sich nach denselben. Die Aeltern, welche nicht glauben, daß sie mit Zeugen umgeben sind, wenn sie in der Gegenwart ihrer Kinder ihr Herz ausgießen, lassen sich vor denselben nicht hindern, und wenn sie auch sich über manche Aeußerungen ihrer Kinder verwundern, worin sie leicht wahrnehmen könnten, daß sie nicht ohne Empfinden und Aufmerksamkeit waren, so glauben sie doch nicht, daß es ein untrügliches Kennzeichen des schädlichen Erfolges ist, den ihre Reden und leidenschaftlichen Aeußerungen auf das zarte Herz ihrer Kinder gehabt haben; meistentheils hören sie ihre Kinder mit Beyfall an, und verrathen an ihrem Benehmen so wie an ihren Minen, das Vergnügen, welches sie dabey empfinden. Dann ist es für ihr erbittertes Herz eine Art von Trost, wenn andere, wären es auch unmündige oder gar leblose Geschöpfe, ihnen beypflichten. Die Feindseligkeit, welche Aeltern von Geschwistern und Verwandten entzweyet, wird auf die Kinder fortgepflanzet, und dadurch wird die Aussöhnung, welche ohne das wenig=

stens unter den Kindern beyderseits leicht hätte Statt haben können, bis in die entfernte Nachkommenschaft unmöglich gemacht.

Das größte Hinderniß, welches der Vereinigung und Aussöhnung der Familien entgegensteht, tritt aber erst ein, wenn durch einen öffentlichen Ausbruch der Gegenstand ihrer Mishelligkeiten bekannt gemacht wird. Das Publikum, durch den Antheil, den es dann nimmt, befestiget die Veruneinigten in ihren Gesinnungen und Forderungen. Ein jeder Theil gewinnt Anhänger, so wohl unter seinen Freunden und Bekannten, als unter andern, welche sich durch Beypflichtung und Uebereinstimmende Gesinnungen empfehlen wollen, oder, wie auch manchmal der Fall ist, dabey Gelegenheit finden, sich wegen einer alten Feindschaft bey diesem, oder jenem Theile der Vereinigung zu rächen.

Je mehr die Sache bekannt wird, je größer die Zahl der Anhänger wird, desto mehr wird auch der eine oder der andere Theil zurückgehalten, wenn er etwa seinen Fehler erkennet, und ihn wieder gut machen wollte; ohne Schaam und ein stillschweigendes Bekenntniß seiner Ungerechtigkeit kann keiner den ersten Schritt zur Aussöhnung machen; keiner möchte diese ver-

meinte Schande sich zuziehen, und jeder bleibt zurück.

Aus dieser nach Wahrheit und Natur gezeichneten Darstellung der Ursachen und Gründe, welche Uneinigkeiten und Händel unter den Familien veranlaßen, läßt sich leicht wahrnehmen, daß, wie wir gleich am Anfange gesagt haben, unter den verschiedenen Ursachen, welche zur Beförderung der Immoralität beytragen, jene zu den schädlichsten gerechnet werden sollen, deren Wirkungen am dauerhaftesten sind, ob sie gleich oft am wenigsten bemerket werden.

II.

Ueber Gottes-Verehrung.

Das Verhältniß eines Kindes zu seinem Vater, eines Geschöpfes zu seinem Schöpfer, des Menschen zu Gott, leitet natürlicher Weise auf den Gedanken, daß der Mensch von Gott abhängig sey, und zwar nicht nur in Rücksicht auf sein Daseyn, weil er selbst sich nicht hat hervorbringen können, sondern auch in Ansehung der Fortdauer dieses Daseyns. Nach der Erschaffung des Menschen konnte unmöglich sein Verhältniß zu Gott aufhören. Ein Blick auf seine Natur und Beschaffenheit, auf die heiligen und unauslöschlichen Gefühle, die er mit sich auf die Welt bringt, und auf den unwillkürlichen Trieb, kraft dessen er sich nach einer gränzenlosen Glückseligkeit sehnet, lehret uns, daß seine Bestimmung nicht blos sey, wie ein Werk der Menschenhände, nur so lange zu dauern, als sein hinfälliger Körper

auf dem wirklichen Erdenrunde fortwallen kann, und so lange fremde Gegenstände durch ihre zerstörende Einwirkung ihn nicht zernichten.

Der erste Begriff von dem Verhältnisse des Menschen mit Gott bringt also mit sich den Begriff einer stetsfortdaurenden und immerwährenden Abhängigkeit des Menschen von dem Urheber seines Daseyns.

Die Bedürfnisse des Menschen unter moralischer Rücksicht sind ein anderer Beweis dieser Abhängigkeit. Mit Gegenständen umgeben, die ihn stets zum Bösen reizen; mit Sinnen ausgestattet, die nicht blos die zur Erhaltung seines Körpers erforderlichen Verrichtungen erfüllen, sondern in seinem Herzen noch manche Begierden erwecken, welche ihn von seiner Bestimmuug entfernen würden, schwebt er in einer beständigen Gefahr, irre geführt zu werden. Er bedarf also eines weisen Führers. Die Forderungen seiner Sinnlichkeit und jene seiner Bestimmung, die sich miteinander nicht vertragen und nie miteinander bestehen können, nöthigen ihn zu einem immerwährenden Kampfe. Er bedarf also eines Beystandes, wodurch er in Stand gesetzt wird, einen Feind zu besiegen, den er in seinem Busen trägt, der ihn stets verfolgt, und nicht mit Waffen streitet,

sondern mit bezaubernden Reizen ihn anlocket. In einem Kampfe von solcher Art ist ein Beystand um so nothwendiger, daß kein gegenseitiger Haß die zwey Kämpfer voneinander entzweyet, wie sonst gewöhnlich der Fall ist, sondern sie hegen gegeneinander eine gewisse Liebe, welche die Hauptquelle des Verderbens ist.

Dieser hilfsbedürftige Zustand des Geschöpfes, die Unzulänglichkeit seiner Kräfte in einer Lage, in welcher ihm so viele Hindernisse im Wege stehen, die es übersteigen muß, wenn es zu seinem Ziele gelangen will, versetzen es in eine unwillkührliche Nothwendigkeit, seinen Schöpfer um Hilfe zu flehen, ihn zu bitten, daß er es seinem bedaurenswerthen Schicksale nicht überlasse, und ihm die Mittel an Hand gebe, ohne welche ihm unmöglich wäre, das Ziel zu erreichen, nach welchem es, seinem höchsten Willen gemäß, streben soll. — Aus diesem Verhältnisse des Geschöpfes zu seinem Schöpfer fließt die Gottesverehrung.

Sie ist billig: denn für erwiesene Wohlthaten ist man Erkanntlichkeit schuldig. Sie ist nothwendig, weil der Mensch ohne den göttlichen Beystand seine Bestimmung nicht erlangen kann.

Die Verehrung, wodurch der Mensch seinem

Gott huldiget, besteht zuvörderst in der Erkenntniß seiner Unzulänglichkeit und seiner Abhängigkeit von dem ewigen Wesen. Ein Blick auf die Fähigkeiten, mit welchen er ausgestattet ist, auf die weisen Gesetze, durch welche die Welt regiert wird, und auf die wohlthätige Anordnung der Vorsehung, wodurch alle Geschöpfe einander die Hand bieten, erreget in ihm das Gefühl der Bewunderung. — Das Bewußtseyn, daß erste und erhabenste unter allen Geschöpfen der Welt zu seyn; über alle eine gewisse Oberherrschaft zu haben und der Vollmacht zu genießen, sie nach Bedürfniß zu gebrauchen. Der frohe Gedanke, daß er allein zu einem ewigen Leben erschaffen ist; daß er allein von dem Schöpfer außer dem Daseyn, noch Gnaden und Gutthaten erhält, die ihm in diesem Leben reine Genüsse und innere Zufriedenheit verschaffen, und zugleich den Weg zu einer ewigen Glückseligkeit bahnen, entzückt den Menschen mit den Gefühlen der innigsten Dankbarkeit. — Die Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur, ihr Hang zum Bösen und ihr beständiges Streben den Forderungen der Sinnlichkeit, anstatt den Vorschriften des höchsten Wesens, gemäß zu handeln, erwecken im Menschen das Gefühl der Demuth. — Der

Anblick der unzähligen und wunderbaren Werke Gottes, seiner Güte gegen das Menschengeschlecht, der in Christo seinem göttlichen Sohne erfüllten Weissagungen und von ihm verrichteten Wunder, stärket den Glauben an Gott und an seine Lehren. — Die mit dem Begriffe eines ewigen Wesens verknüpften Vollkommenheiten, die Unfehlbarkeit Gottes in seinem Versprechen, muntern ihn in seiner Hoffnung auf, daß Gott ihm die Mittel nicht versagen wird, die ihn zu einem ewigen Ziele führen. — Die gränzenlose Liebe Gottes gegen den Menschen, die Unzweydeutigen und dem Menschenverstande unbegreiflichen Beweise, die er ihm besonders durch das Geheimniß der Erlösung und das heil. Sakrament des Altars an Tag gegeben hat, erwecken in ihm eine Gegenliebe, die alle Gefühle der Bewunderung, der Dankbarkeit, der Ehrfurcht in sich vereiniget. — Die häufigen Vergehungen, durch welche der Mensch, theils mit vorsetzlicher Bosheit, theils aus Schwachheit, den Vorschriften des höchsten Wesens entgegen handelt; die Erkenntniß dieser Vergehungen und der ernsthafte Willen, sie für die Zukunft nach Kräften zu vermeiden, erwecken in seinem Herzen die Gefühle der Reue und den Entschluß, alle zur Ver-

gütung seiner Vergehungen erforderlichen Werke zu verrichten und die vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen. — Die Ueberzeugung, daß der beleidigte Gott nicht den Tod des Sünders sondern seine Bekehrung wolle, wenn dessen Herz wahre und ungeheuchelte Reue beseelt; die zärtliche Einladung Gottes, der alle Sünder zu sich ruft und ihnen selbst anbiethet, sie vor ihrer Schwachheit zu stärken, und wie den verlornen Sohn mit Freude wieder aufzunehmen, erwecket in ihnen das Vertrauen eines Kindes zu dem besten Vater. — Die unzähligen Gefahren, die den Menschen hieniden umringen, und durch welche er sich mit der größten Wachsamkeit und mit einem unverdroßenem Eifer durchwinden muß, wenn er sein Ziel erreichen will, erregen in ihm eine heilsame Furcht, die ihn in einer beständigen Wachsamkeit erhält, und wodurch er Gott nicht wie ein heuchlerischer Sclav seinen strengen Herrn, sondern wie ein Kind seinen besten, aber durch seine Vergehungen mit einem gerechten Zorne entflammten, Vater fürchtet. — Die Hilfsbedürftigkeit des Menschen, seine Geringfügigkeit und Schwäche, erwecken in ihm das Verlangen nach göttlichem Beystande, oder von der beschwerlichen Last des Körpers bald befreyet

zu werden, um sich in den Gegenstand seiner Liebe versenken zu können. — Der Anblick des unschätzbaren und unbegreiflichen Lohnes, mit welchem die Tugend und der Sieg über die Leidenschaften einst werden gekrönet werden, bewegt den Menschen mit Großmuth seinen Begierden, seinen Gelüsten und allen unerlaubten sinnlichen Vergnügungen zu entsagen, und ein ungetheiltes Opfer seiner selbst dem Urheber seines Daseyns und seiner zukünftigen Glückseligkeit darzureichen. — Das Bewußtseyn des seligen Verhältnisses des Menschen mit Gott, der nothwendigen Abhängigkeit des Geschöpfes von dem Schöpfer, der Unterwürfigkeit des Sohnes seinem Vater; der Anblick einerseits der göttlichen Vollkommenheiten und anderseits der menschlichen Schwachheiten; die Erinnerung aller Gutthaten, mit welchen der Mensch täglich überhäufet wird, leiten ihn zur Anbethung des höchsten Wesens, von dem alle Macht und alles Güte ausgeht. — —

Das Anbethen im Geiste und in Wahrheit ist der Inbegriff und die Seele aller Verehrung Gottes; es ist der Ausdruck des Gefühles, wodurch der Mensch seiner Abhängigkeit von Gott sich bewußt ist, und dieselbe in seinem Angesichte bekennt. Durch das Anbethen wird der

Verehrung, durch welche der Mensch dem höchsten Wesen huldiget, jener Charackter aufgedruckt, kraft dessen dieselbe nur Gott allein zukommen kann, und wodurch sie von aller Verehrung unterschieden wird, die man Heiligen oder Menschen erweiset. Diese Letztere, wenn sie nicht geheuchelt ist, ist der Ausdruck eines innern Gefühles, wodurch man ein großes und außerordentliches Verdienst in der Person erkennet, die man verehret. Bey den Heiligen ist es das Erkenntniß des Verdienstes, welches sie durch Ausübung großer Tugenden erworben, und dadurch die ewige Glückseligkeit verdient haben. — Bey Menschen ist die Verehrung das Erkenntniß alles wahren, vermeinten und manchmal auch falschen Verdienstes; sie ist sehr ausgebreitet und von einem großen Umfange. Da sie aber nicht unsers Gegenstandes ist, so lassen wir uns in keine nähere Entwicklung derselben ein.

Die Gottes-Verehrung ist von zweyerley Art. Die eine ist innerlich und besteht blos in den Gefühlen des Menschen, durch deren Ausdruck er sich in eine nnmittelbare Verbindung mit Gott setzet. Die andere ist äußerlich, und besteht in gewissen Gebräuchen und Zeremonien, welche durch ihre Wirkung auf die Sinne des

Menschen, die innere Andacht bey ihm erwecken und entzünden. Die äußere Verehrung Gottes ist überhaupt unter der Benennung Gottesdienst bekannt.

Ueber dieser Art, Gott zu verehren, erklärt Hr. Pölitz *) seine Meynung auf folgende Weise:

„Der Gedanke (Dienst Gottes, Got-„tesdienst) ist nicht richtig; denn Jemand „dienen, setzt Schwachheit, Unvermögen und „Eingeschränktheit voraus von Seiten dessen, „der sich dienen läßt. Und wie! der Vollkom-„menste, der Erhabenste, der Unendliche sollte „unsers Dienstes bedürfen? seine Seligkeit „könnte wohl gar um einen Grad durch unsere „Verehrung vermehrt werden? Der Mensch, „der hinieden von Gott so wenig begreift, und „nur von der Ausbildung der Anlagen seiner „Natur auf die Vollkommenheiten Gottes „schließt, sollte zur Ehre zur Verherrlichung „Gottes beytragen, oder Gott dadurch etwas „abgewinnen können, was er auf andere Art „nicht erreicht haben würde. — Welche sinn-„liche und niedrige Vorstellungen von der Gott-„heit, die kaum der Jugendzeit des menschli-

*) Populäre Moral des Christenthums. S. 236.

„chen Verstandes vorziehen werden könnnen, „und die nothwendig im männlichen Zeitalter „würdigern Begriffen weichen müßen!“

Der Verfasser von Hierokles in seiner Geschichte des Aberglaubens geht noch weiter und behauptet, daß alle äußere Gottesverehrung Aberglaube und Schwärmerey sey, und daß daraus für Menschen und Staaten wohl alles Unheil entstehe.

Wenn Gott den Menschen auf eine Art gebildet hätte, daß äußere Gegenstände, Zeremonien und Gebräuche auf seine Seele keine Wirkung haben könnten; wenn er ihn in der Lage, in welcher er sich befindet, mit solchen Fähigkeiten und Kräften ausgestattet hätte, daß er ohne seinen Beystand das Böse meiden und das Gute ausüben könnte, so wäre freylich der äußere Gottesdienst etwas überflüßiges. Es versteht sich von selbst, daß durch unsere Verehrung die Vollkommenheiten Gottes, oder wie Hr. Pölitz sagt, die Seligkeit Gottes um keinen Grad vermehrt werden könne, und folglich daß er unsers Dienstes nicht bedürfe. Eine solche Absicht der Gottesverehrung widerspricht allen Begriffen, die der Mensch von der Gottheit, von einem höchsten und unendlichen Wesen sich machen kann. Die wesentliche Absicht derselben

bezieht sich zunächst auf den Menschen, und auf sein Verhältniß mit Gott, wie wir oben gesehen haben. Der äußere und der innerliche Gottesdienst haben gleichen Zweck; beyde sind der Ausdruck jener Gefühle, wodurch der Mensch seine Abhängigkeit von Gott, seine Geringfügigkeit in Hinsicht auf sein Seelenheil, und die Nothwendigkeit des göttlichen Beystandes erkennt.

Wäre aber die innere Gottesverehrung nicht hinlänglich? Und wozu ein äußerer Gottesdienst, da man durch innere Andacht seine Gefühle weit besser und ungestörter ausdrucken kann? —

Der Mensch ist mit Sinnen versehen, wodurch äußere Gegenstände sich seines Geistes bemächtigen und ihm alle Aufmerksamkeit auf eine Beschäftigung benehmen, wenn sie sich nicht auch auf etwas äußeres bezieht; sie veranlassen dann bey ihm, was man gewöhnlich Zerstreuung nennt; sie zerstören die Verbindung, in welche der Mensch sich mit Gott gesetzt hatte, und alle Andacht, alle Gottesverehrung höret auf. Zu dem ist der Mensch sehr geneigt, den Anlockungen der äußern Gegenstände Gehör zu geben, und sein Geist beschäftigt sich lieber mit ihnen als mit Gott. Nur eine große Andacht, nur lebhafte Gefühle, welche in die Seele der

Menschen durch eine sehr innige Erkenntniß seiner Nichtigkeit, der Gefahren, in welchen er schwebt, und der Abscheulichkeit der Vergehungen erweckt werden, durch welche er Gott beleidigt hat, können den Menschen für eine gewiße Zeit von der schädlichen Einwirkung der äußern Gegenstände befreyen, und seinen Geist an Gott heften, ohne daß er in Ausschweifungen ausgleite.

Eine solche Andacht, und so lebhafte Empfindungen sind aber sehr selten bey dem Menschen, und wer weiß ob sie jemals bey ihm entstehen würden, wenn er immer sich selbst überlassen wäre? Der Mensch hat überhaupt die Eindrücke, welche in seiner Seele gute und andächtige Gesinnungen erwecken, eben so den äußern Gegenständen zu verdancken, wie er ihnen jene schädlichen Eindrücke zuschreiben muß, die ihn zum Bösen verleiten. — Der Anblick des Elendes z. B. erwecket zum Mitgefühle und zwingt oft dem hartherzigsten Menschen ein Almosen ab. Ein plötzlicher Unglücksfall erinnert manchen Sünder an den Zustand seiner Seele, und erreget in ihm ernsthafte Gedanken, die ihn zu seiner Bekehrung führen. Steter Umgang mit rechtschaffenen Leuten bildet zur Rechtschaffenheit, und bahnet den Weg zur Tugend.

Solche Wirkungen und auf eine weit leichtere Art bringt der äußere Gottesdienst bey dem Menschen hervor. Alles wird dabey eingerichtet, um in seiner Seele gute Gedanken zu erwecken. Viele beyeinander versammelte Leute muntern sich wechselweise zur Andacht auf; die Zeremonien sind Sinnbilder, welche sich auf Gegenstände beziehen, die auf Bekehrung des Menschen zwecken. Die Verrichtung des h. Meßopfers, welche die vornehmste und erhabneste unter allen Zeremonien ist, erinnert den Menschen an die größte Gutthat, die er von Gott empfangen hat nnd an den unbegreiflichsten Beweis seiner Liebe gegen den Menschen. Welche Gelegenheit zu wahrer Andacht, zu Gefühlen der Bewunderung, der Dankbarkeit, der Liebe u. s. w.! Die öffentlichen Bittgänge erinnern den Menschen an das unaufhörliche Bedürfniß des göttlichen Beystandes folglich an seine Abhängigkeit von dem ewigen Wesen. Alle übrigen Zeremonien und Gebräuche können auf gleiche Weiße erklärt werden; alle befördern die innere Andacht und erwecken heilsame Gesinnungen.

Unter diesem Gesichtspunkte ist der äußere Gottesdienst ein Mittel, welches zum innern führet, denn ohne äußern Gottesdienst würde

dem Menschen die beste Gelegenheit ermangeln, seinen Gott im Geiste und in Wahrheit zu verehren. Nichts würde ihn an seine Verhältnisse mit Gott erinnern; er würde in einer beständigen Gleichgültigkeit über alles, was auf Andacht und Gottesverehrung einen Bezug hat, dahin leben; zeitliche Gegenstände und zeitliche Absichten würden seinen Geist einnehmen, und wenn ihm auch der Gedanke an sein Verhältniß mit Gott unwillkührlich und zufälliger Weise einfiele, so würde er eben so leicht wieder verschwinden, wie er entstanden ist, ohne daß geringste Merkmal seines Daseyns zurück zu lassen. Der äußere Gottesdienst ist also ein Supplement des innern, eine Art von Zubereitung zu demselben; er ist in Rücksicht auf die Beschaffenheit des Menschen nothwendig.

Wenn es heißt, daß Gott durch Verehrung verherrlichet wird, so bedeutet dieser Ausdruck nicht, wie ihn die Feinde der äußern Gottesverehrung erklären, daß er in seinen Vollkommenheiten um eine Stufe erhöhet werde, sondern daß dadurch das Verhältniß des Menschen mit Gott, seine Abhängigkeit von ihm erkannt, und die Herrlichkeit Gottes erkläret, geäußert kundbar gemacht, und der Menschen Andacht dargestellet wird. Uebrigens ist die Verherr-

lichung Gottes durch den äußern Gottesdienst von jener im Grunde nicht unterschieden, die bey der innern Verehrung Statt hat.

Was die Ausdrücke Dienst Gottes, Gottesdienst betrifft, die Hrn. Pölitz so sehr misfallen, so sind sie auch nicht anders zu verstehen als mit der Voraussetzung des wahren Verhältnisses des Menschen mit Gott. Der Mensch dienet Gott nicht, wie Menschen einander bedienen. Schwachheit, Unvermögen und Eingeschränktheit machen den gegenseitigen Dienst der Menschen zu einem Bedürfnisse; in manchen Stücken können sie einander nicht entbehren. Und was bey den Menschen den eigentlichen Dienst betrifft, so ist er blos Abneigung von gewissen Verrichtungen, die man andern gegen Bezahlung aufträgt, weil man sie selbst nicht thun will, oder weil man sich dadurch herabzuwürdigen glaubte. Nichts solches läßt sich von Gott denken.

Menschen werden nur in so weit Diener Gottes genannt als sie von ihm abhängig sind, und vorzüglich weil ihre Bestimmung ist, den Willen Gottes zu vollziehen. Dieser Begriff verwickelt nichts in sich, das eines höchsten Wesens unwürdig wäre — Dann werden die Menschen nicht eben so oft Gottes-Kin=

der genannt? sind sie unter dieser Rücksicht nicht eben so sehr verpflichtet den göttlichen Willen zu erfüllen? Wie könnten sie Kinder und zugleich Diener nach dem Menschen=Verstande seyn? Sie sind auch die Erben Christi. So lange aber der Erbe klein ist, wird er von dem Diener nicht unterschieden, ob er gleich der zukünftige Besitzer des ganzen väterlichen Vermögens ist.*) Wie dieser muß er den Willen des Vaters erfüllen; das heißt: so lange der Mensch hienieden lebt, so ist er kein Augenblick frey, den göttlichen Willen zu erfüllen oder nicht, wenn er des ihm bestimmten Erbtheils theilhaftig werden will; er gleicht einem Diener, der so lange er Diener ist, den Willen seines Herrn erfüllen muß. Dieß sind die wahren Begriffe, welche man sich von den Ausdrücken Dienst Gottes und Gottesdienst machen soll. Und unter dieser Rücksicht sind die Verrichtungen, die sie bedeuten, der Würde eines höchsten Wesens eben so angemessen, als sie zur Andacht des Menschen beförderlich sind.

*) Paulus an die Galater 4.

III.

Ueber Neuerungsgeist.

Der Mensch ist ein unbeständiges Wesen. Sein Verstand suchet sich stets mit neuen Gegenständen zu beschäftigen, und sein Herz strebt nach Veränderlichkeit in den Eindrücken. Was neu ist, reget seine Aufmerksamkeit auf, und bietet ihm Reizen dar, wenn es auch kein anderes Verdienst, als jenes der Neuheit, hat.

Die Grundursache dieses Hanges nach Veränderlichkeit liegt in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur. Der Verstand, der eine thätige Fakultät der Seele ist, aber alle Anstrengung flieht, wenn nicht eine besondere Ursache ihn dazu bewegt, übergeht von einem Gegenstande zum andern; er hält sich an jedem nur so lange auf, als er seine Thätigkeit in Uebung setzet, ohne sie anzustrengen; er gleicht hierin den Schmetterlingen, welche von einer Blume zur andern flattern, und sich an jeder

nur so lange verweilen, als sie ihre Liebe zur Veränderlichkeit befriedigen können. Dieses beständige Streben des Verstandes nach Neuheit ist von der wahren Wisgierde gänzlich unterschieden, obschon beide zuweilen miteinander bestehen, einander wechselweise aufregen und in Thätigkeit setzen. Die Wisgierde an sich ist ein Trieb des Verstandes, seine Kenntnisse auszubreiten, seine Einsichten zu vermehren, und seine Urtheilskraft auszubilden und zu berichtigen. Ohngeachtet ein natürlicher Widerwille ihn von aller Geistesanstrengung abschreckt, so entschließt er sich dennoch zu derselben, weil er ohne sie seinen Gegenstand nicht erschöpfen, und seine Absichten nicht erreichen kann. Der Mensch ist zu kurzsichtig, um Vieles mit einem Blicke zu umfassen; nur nach mehreren einzelnen und aufeinander folgenden Untersuchungen erheitern sich seine Blicke; nur stufenweise erschwingt er sich auf jenen Standpunkt, wo er das Gebiet einer Wissenschaft übersehen und sich von derselben richtige Begriffe machen kann. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Wisgierde eine löbliche Eigenschaft; ihre Absichten sind rein; sie suchet nur deßwegen in die Geheimnisse, so wohl jener Wissenschaften zu dringen welche auf die Bildung des menschlichen Her=

zens zur Tugend zwecken, als jener andern, welche die Natur zum Gegenstande haben, um daraus die beßte und leichteste Anwendbarkeit jener Regeln herzuleiten, welche den Menschen vervollkommnen, oder um Entdeckungen zu machen, die durch wahre Gemeinnützigkeit den Wohlstand des geselligen Lebens befördern.

Der Hang nach Neuerung hingegen hat immer eine Leidenschaft zur Triebfeder, welche man zu befriedigen suchet. Wenn, um zu seinem Ziele zu gelangen, Geistesanstrengung erforderlich ist, so entschließt man sich auch zu derselben; man überwindet den natürlichen Widerwillen, wegen dessen man sie überhaupt fliehet; die Hoffnung seinen Zweck zu erreichen, ist ein hinreichender Beweggrund, und dienet zu einer kräftigen Aufmunterung; man machet Untersuchungen, man denket, man forschet, wie jener andere, den reine Wisgierde leitet, und in solchem Falle ist eine gewisse Wisgierde, wie wir oben gesagt haben, mit dem Streben nach Neuerung verbunden.

Die Leidenschaft, welche den Neugierigen leitet, ist ihm meistentheils unbekannt; sie blendet seinen Verstand und stellet ihm seinen Zweck mit dem falschen Scheine der Gemeinnützigkeit vor; er meynet, seine Absicht sey rein, und

deßwegen läßt er sich weder durch innere Gewissensängstlichkeiten, noch durch fremde Vorstellungen von seinem Vorhaben abwendig machen; mit Verharrung dringt er immer weiter, und er sieht nicht ein, daß jede vermeinte Entdeckung, die er machet, kein anderes Verdienst habe, als jenes der Neuheit; er ahnet nicht, daß meistentheils darunter ein Keim verborgen liegt, aus welchem viele böse Wirkungen entstehen, deren nachtheilige Folgen von einem unübersehbaren Umfange sind.

Es versteht sich von selbst, daß wir hier blos von jener Neugierde reden, welche auf die Religion oder auf Sittlichkeit einen Bezug haben kann, weil wir voraus setzen, daß sie von einer Leidenschaft geleitet wird. In den andern Wissenschaften, welche mit den Leidenschaften in keiner Verbindung stehen, kann keine eigentliche Neugierde Statt haben. Unsere Absicht ist bloß, ihre schädlichen Einflüße auf jene Wissenschaften zu zeigen, welche die Vervollkommnung des Menschen unter moralischer Rücksicht zum Gegenstande haben.

R. Rapin drückt seine Meynung in seiner Rede La foi des derniers siècles (der Glaube der letzten Jahrhunderte) Seite 479. über die bösen Wirkungen der Neugierde auf Religion

und Sittlichkeit folgendermaßen aus: „Die
„Liebe zur Neuerung machet, daß man mit
„Eifer alles suchet und mit Begierde anhöret,
„was einen Schein von Neuheit in der
„Moral hat; man fasset alles auf, was sich
„dem Geiste darbietet; man vergleicht neue
„Meynungen mit alten Wahrheiten, man fül-
„let sich den Kopf, ohne es zu merken, mit
„jenen neuen Meynungen an; und man läßt
„sich durch die betrügerischen Gründe täuschen,
„mit welchen man sie übertünchet. Diejeni-
„gen, welche sich durch dergleichen schimmernde
„Scheine blenden lassen, mögen im Anfange
„die besten Absichten haben, und da sie für die
„neuen Meynungen sehr eingenommen sind, so
„betrügen sie sich selbst durch die Reinheit ihrer
„Absichten; daraus geschieht, daß sie durch
„die Wirkung eines geheimen Stolzes den
„Neuheiten den Vorzug über die schon längst
„festgesetzten Dinge in ihrem Herzen geben; sie
„lieben neue Meynungen mehr als ewige Wahr-
„heiten.“

„Ein solches blindes und voreiliges Urtheil
„bemächtigt sich des Willens, und sobald die-
„ser eingenommen ist, so verfällt er in die äu-
„ßerste Hartnäckigkeit, deren er fähig ist. Auf
„eine solche Weise entsteht allmählig der Irr-

„thum aus der Liebe zur Neuerung; man „schützet ihn; man wirft auf ihn günstige Bli„cke, man nimmt ihn an, man vertheidiget „ihn gegen diejenigen, welche ihn angreifen, „und alles dieses machet man mit guten Ab„sichten.“

R. Rapin versteht unter den Neuerern, auf welche seine Worte sich richten, jene Philosophen Frankreichs, welche zu seinen Zeiten sich bemüheten, die christliche Moral in eine Vernunftmoral umzubilden, und alle Gründe, in welchen der Werth oder Unwerth der menschlichen Handlungen besteht, auf die Vernunft zurückzubringen. Die eigentliche Absicht der Philosophen war, wie jedem einleuchtet, der ihre Schriften liest, die christliche Moral, weil sie auf der göttlichen Offenbarung beruhet, herabzusetzen, und dadurch eine Moral in Schwang zu bringen, welche bloß aus Vernunftgründen bestehen sollte. Daß die Absichten der Neuerer nicht anders als unrein gewesen sind, erhellet schon zur Genüge daraus, daß ihre Lebensart und ihre Sitten mit ihrer eigenen Vernunftmoral gar nicht übereinstimmten. Durch die Herabwürdigung der christlichen Moral hatten sie also freyere Befriedigung ihrer Leidenschaften zur Absicht, in welcher sie von dersel-

ben weit kräftiger als durch alle Vernunftmoral gestört wurden.

Allein da sie ihre Neuerungen mit Vernunftgründen belegten, und unter einem täuschenden Scheine der Wahrheit und der Gemeinnützigkeit vorzutragen wußten, so wurden manche andere dadurch irre geführet; durch eine verfängliche Darstellung guter Folgen, deren Verbindung mit den Hauptgründen sie nicht einsahen, wurden sie geblendet, und sie fällten darüber, wie R. Rapin sagt, ein blindes und voreiliges Urtheil; sie glaubten schon dadurch ihre Sittlichkeit zu verbessern, weil sie mit den Augen der Vernunft bloß eine Seite einer moralischen Lehre ansahen, welche sie zuvor in ihrem ganzen Umfange mit den Augen des Glaubens an das göttliche Wort erkannten. Die dem Menschen angebohrene Vorliebe zu dem, was er selbst einzusehen glaubt, über das, was er auf das Wort eines andern glauben soll, machte, daß man mit Eifer das Neue aufnahm. Allmählig entstand eine heimliche Verachtung gegen das Wahre, welches man bis dahin geglaubt hatte, und so verfiel man ohne es zu merken in einen Irrthum, welchen die Leidenschaften, um zur Befriedigung desto ungehinderter zu gelangen, ausgekünstelt haben.

Auch die Verführten handeln so wie die Verführer im Grunde aus Leidenschaft, bloß mit dem Unterschiede, daß jene es weniger wissen als diese. Man hat zwar nicht die Absicht, die Sittlichkeit zu untergraben, aber man will bald einen heimlichen Neid, bald eine Art von Rache befriedigen. Die Philosophen Frankreichs wollten sich durch eine neue Lehrart und ihre Systeme ein Ansehen verschaffen, um dessen willen sie Andere, die durch ihre Verdienste in dessen Besitz gekommen waren, schon lange beneidet hatten; sie miskannten vielleicht diesen Trieb, der sie in Bewegung setzte; aber noch vielmehr miskannten ihn diejenigen, welche ihre Anhänger wurden. Der täuschende Schein von Rechtmäßigkeit der neuen Lehren, diente ihnen zu einem hinlänglichen Rechtfertigungsgrunde, und so dachten sie nicht, der waren Ursache ihres Verhaltens nachzuspüren. Es ist kaum nothwendig zu erinnern, daß hier blos von Leuten die Rede ist, die noch im Rufe der Rechtschaffenheit stehen, und nicht absichtlich auf Vertilgung aller Sittlichkeit zwecken.

Beyspiele von dieser Art haben wir in Frankreich in diesen letztern Jahren wieder in ziemlich großer Menge gesehen. Als man die katholische Religion in die sogenannte bürgerliche Verfassung

der Geistlichkeit umformte, mußte auch die Moral, welche mit der Religion in einer unzertrennlichen Verbindung ist, eine der Umbildung dieser angemessene Umänderung leiden. Lehren und Grundsätze, welche in allgemeinem Schwange waren, und ursprünglich aus der göttlichen Offenbarung herstammten, wurden als unächt, schwärmerisch und abergläubisch auf die Seite gesetzt, wenn sie sich nach dem neuen Systeme nicht fügen ließen; oder wo sie dazu die geringste Empfänglichkeit hatten, mußten sie unter einer ganz neuen Gestalt erscheinen. Dadurch wurde in der Moral eine Revolution zu Stande gebracht, welche mit der Staatsumwälzung viele Aehnlichkeit hatte, und allmählig mit ihr gleichen Schrittes zum äußersten Verderbniße vorrückte.

Viele wurden durch diesen falschen Schein geblendet; die Neuheit der Dinge both ihnen viele Reizen zur Annahme dar, und mit Eifer traten sie in die neue Welt hinein, in welcher sie durch denselben sich zu einem gewissen Ansehen erschwangen. So wie sie von neuen Grundsätzen ausgegangen waren, mußten sie auch alle Folgen aufnehmen, welche aus denselben floßen. Ob sie schon, so oft sie dieselben einzeln betrachteten, durch sonderbare, und

manchmal zur offenbaren Immoralität leitende Züge ihnen auffielen; wenn sie ihrentwegen durch heimliche Gewissensbeängstigungen geplagt wurden, so erstickten sie diese Stimme, oder sie sahen alles Auffallende als Folgen alter Vorurtheile an, und beriefen sich auf die vermeinte Wahrheit der Grundsätze. Allmählig verrückte sich der Gesichtspunkt, unter welchen sie die Sittlichkeit zu betrachten gewohnt waren; ihre Urtheilskraft wurde verderbt, und das Laster verlor in ihren Augen vieles von seiner Schändlichkeit.

Mit Verwunderung sah man Männer, deren Verhalten man nicht ohne Gründe einer strengen Prüfung fähig zu seyn glaubte, sich durch die Neuerung blenden lassen, und gleichsam blindlings dem Strome folgen; man sah sie mit unverschämter Stirne in Vergehungen verfallen, da sie in andern Umständen mit Schamröthe würde überzogen werden, wenn man von ihnen blos geahnet hätte, daß sie derselben fähig wären. Hiebey war am seltsamsten, daß manche von diesen Männern glaubten, von dem geraden Wege nicht weggewichen zu seyn, und sie wußten für die größten Laster gewiße Rechtfertigungsgründe aufzuweisen, welche sie aus den neuen Systemen entlehnten; oder wo dieses

wie auch oft der Fall eintrat, sich nicht thun ließ, schrieben sie es unausbleiblichen, aber wie sie sagten, dennoch zufälligen Umständen auf die Rechnung, deren Abwendung oder Verhütung nicht in ihrer Gewalt lag. Aus diesem Grunde wurden die grausamsten und in der ganzen Geschichte unerhörten Verfolgungen, als Ausübungen der Gerechtigkeit, angesehen.

Die Vergehungen der Anhänger der Neuerungen lassen schon mit hinreichenden Gründen schließen, daß nicht reine Absichten die Triebfedern waren, welche sie in Thätigkeit setzten. Ein heimlicher Eigennutz oder bange Besorgniß in die Zukunft war bey vielen der Hauptbeweggrund, der ihnen in den Neuerungen Reizen erblicken ließ. Andere wurden von Stolz und Ehrsucht geleitet; die neuen Umstände bothen ihren Leidenschaften die Hoffnung dar, daß sie in kurzer Zeit befriedigt werden möchten. Andere handelten zwar aus keiner einzelnen Leidenschaft, sondern sie folgten im allgemeinen ihrem natürlichen Hange nach Neuerung; eine unglückliche und falschverstandene Wisbegierde machte sie zum voraus gegen alles eingenommen, was neu klang, und sie fanden eine Ehre darin, anders als andere zu denken, oder als bisher gedacht worden ist. Diese Klasse bestand

meistens aus jungen und unerfahrnen Leuten, deren lebhafte Thätigkeit sie zu einem freyen und von aller einschränkenden Auktorität unabhängigen Laufe reizte, und welche die Geburten einer erhitzten Einbildungskraft von den Resultaten eines ruhigdenkenden Verstandes zu unterscheiden noch nicht gewohnt waren. So viele also in den letztern Jahren in Frankreich den Neuerungen anhiengen, folgten den Trieben ihrer Leidenschaften; der Hang nach Neuerung verleitet also natürlicher Weise in Irrthum.

Ebenderselbe Neuerungsgeist, der in Frankreich herrschete, beseelet schon seit mehreren Jahren einen großen Theil der Gelehrten Deutschlands. Diese haben die Vernunft auf eine Stufe erhoben, auf welche sie noch in keinem Zeitraum gestiegen war, und dann die Gränzen ihres Gebietes so weit hinausgerücket, daß sie in dasselbe sogar auch jene Wissenschaften gezogen haben, deren Gegenstand die menschlichen Leidenschaften sind, und in welchen ihr nur eine abhängige und untergeordnete Macht gebührt.

Wer sich zum Christenthume bekennt, muß dasselbe als den Inhalt aller Sittenregeln, als die Quelle aller Moralität, ansehen. Christus hat das menschliche Geschlecht hauptsächlich da=

rum selbst unterrichtet uud belehrt, weil die Vernunft für den Menschen eine für sich unzureichende Leiterin ist; außerdem daß ihre Vorschriften zu kraftlos nnd unwirksam sind, schwebt sie in einer steten Gefahr, von den Leidenschaften, mit denen sie in einem beständigen Kampfe seyn muß, hintergangen zu werden; sie verhält sich in Rücksicht auf dieselben, wie ein Richter, der sich anmaßen wollte, seinen eigenen Rechtshandel zu entscheiden. Eine Art von Partheygeist reizt sie also unwillkührlich nnd meistentheils ohne ihr Wissen, die Wagschaale auf ihre Seite zu ziehen; alle ihre Urtheile sind einseitig und tragen den Charakter einer gewißen Selbstheit an sich, so oft Leidenschaften auf eine mittelbare, oder unmittelbare Weise sich in ihre Gegenstände einschleichen.

Zu dem sind die Blicke der sich selbst überlassenen Vernunft zu kurzsichtig und zu beschränkt; sie ist unvermögend, ohne Umwege zur Wahrheit zu gelangen. In ihren Forschungen geräth sie sehr oft auf Irrwege, welche sie von dem wahren Wege nicht gleich zu unterscheiden weiß. Falsche Scheine, vermeinte Beleuchtungsblicke, Bilder der Einbildungskraft bekräftigen sie oft in einem falschen Urtheile, und verleiten sie zur hartnäckigsten Verharrung. In ihren Untersu-

chungen kann sie nur prüfungsweise vorwärts schreiten; nur nach vielen Vergleichungen und gemachten Erfahrungen erkennt sie oft ihren Irrthum und wo diese ermangeln, muß sie in demselben verbleiben, bis eine fremde oft sehr zufällige Ursache ihr aus demselben heraushilft. Sie gleicht dem Manne, der sich in einem Walde von großem Umfange, und den viele Wege durchkreuzen, verirrt hat. Keine zuverläßige und untrügliche Merkmale geben ihm seinen Weg zu erkennen; wenn er die Richtung seines Zieles nicht aus den Augen verloren hat, so rathet ihm die Vernunft, den Weg zu gehen, der sich am meisten nach dem Ziele richtet; so oft aber eine Krümmung, es sey mit Gründen oder ohne Gründe, ihm ein anders Ziel ahnen läßt, so verfällt der Verirrte in Verlegenheit; er muß sich mit bloßen Wahrscheinlichkeiten begnügen, und er ist in seinen Entschließungen eben so ungewiß, wenn er von einem Irrwege auf den rechten Weg zurücktritt, als wenn er diesen vorläßt, um einen Irrweg einzuschlagen, der im Augenblicke, wo er seinen Entschluß faßt, sich geräder als der Wahre nach dem Ziele zu richten scheint.

Hieraus erhellet, daß die Vernunft, welche der Schöpfer dem Menschen zur Leiterin in sei-

nen moralischen Handlungen gegeben hat, bey ihm diese Verrichtung nur in so weit erfüllen kann, als sie selbst geleitet wird, und eine Art von Vergleichungsziel hat, woran sie alle ihre Entdeckungen, Lehren und Vorschriften prüfe und dann sich überzeuge, ob ihre Urtheile nicht einseitig und partheyisch sind, und ob die Leidenschaften dieselben durch ihren schädlichen Einfluß nicht benebelt haben. Dieses Vergleichungsziel ist das Evangelium.

Durch die Wirkungen des heutigen Neuerungsgeistes in der Moral ist die Sache auf einen verkehrten Fuß gestellt worden. Anstatt die Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Evangelium zu beweisen, wie man bisher zu thun gewohnt war, beweißt man die Uebereinstimmung des Evangeliums mit der Vernunft, und man glaubt ihm dadurch viele Ehre zu erweisen, wenn man zeigt, daß die Sittenlehre Christi mit der einstimmig ist, welche die Menschenvernunft zusammengesetzt hat. Gott hat dem Menschen die Vernunft gegeben, damit er durch dieselbe ihn und seine Gesetze erkenne, folglich daß er sich bestrebe, den wahren Sinn seiner Gesetze zu entdecken, und durch Einbildungskraft und Schwärmerey sich nicht in Irrthum verleiten lasse; das ist, daß er die Ueber-

einstimmung seiner Vernunft mit dem Evangelium aufsuche, und damit der Gehorsam, den er demselben leistet, vernunftmäßig werde, wie der Apostel Paulus sagt.

Wird aber das Evangelium vor den Richterstuhl der Vernunft gebracht, wie die heutigen Neuerer zu thun pflegen, so wird dadurch der Vernunft eine Art von Gerichtsbarkeit überdasselbe beygemessen, und das Evangelium der Vernunft untergeordnet. Wie wenig man Menschenkenntniß besitzt, wird man leicht einsehen, daß dadurch die Vernunft stolz werden müsse, und folglich daß sie noch mehr sich dem Einfluße der Leidenschaften aussetzet, als sie es schon an sich ist. — Wir haben schon in andern Aufsätzen gelegenheitlich gezeigt, wie schwach der Verpflichtungsgrund ist, der bloß auf der Vernunft beruhet, und wie wenig ein Mensch geneigt ist, der Vernunft zu gehorchen, wenn sie ihn nicht auf Gott selbst zurückweiset, von dem alle Macht ausgeht.

IV.

Der Geist unseres Zeitalters in Rücksicht auf Religion und Moralität.

Obgleich die Religion und die Moral in ihren Lehren und Grundsätzen unveränderlich sind, und weder in der Darstellung ihres Zieles, noch in der Entwicklung der, zu dessen Erreichung, erforderlichen Mittel dem Einflusse der Menschen unterworfen seyn können: so verändert sich dennoch beynahe mit jedem Zeitalter die Ansicht dieser wichtigen Gegenstände bey einem so beträchtlichen Theile der Menschheit, als hätten sie selbst auch eine Veränderung gelitten.

So sehr sich einige der neuen Philosophen zu beweisen bemühet haben, daß das Menschen-Geschlecht sich immer mehr ausbildet, und der Vollkommenheit entgegen schreitet, so kann doch nicht geläugnet werden, daß in allem, was

auf Religion und Sittlichkeit sich bezieht, das Menschen Geschlecht sich von Tage zu Tage verschlimmere.

Die Irreligiosität nimmt immer zu, und zwar in ebendemselben Verhältnisse wie die Immoralität, weil das Sittenverderbniß alle Mittel aus dem Wege zu räumen trachtet, welche seiner Ausbreitung hinderlich sind. Unter den heute lebenden Menschen ist beynahe Niemand, wenn er auch erst kaum seine Jugendjahre zurückgelegt hat, der sich nicht einer Epoche erinnert, wo Religion und Sitten in größerer Verehrung standen als sie es wirklich sind. Die Alten führen unaufhörliche Klagen über die freyen Arten, über die frühzeitigen bösen Neigungen, über die häufigen Ausschweifungen der Jüngern; die Aeltern verwundern sich, daß ihre Kinder manches Böse in den zartesten Jahren schon kennen, das ihnen beym Austritte aus ihren Jugendjahren noch unbekannt war. Die Keime der Leidenschaften entwickeln sich heute weit früher als vor Zeiten, und es scheint, daß die aufrichtige Einfachheit, welche man überhaupt als den Charakter der Jugend ansieht, von Tage zu Tage mehr aus der Welt verbannt wird.

Die Klagen über den Verfall der Sitten und über den, immer mehr um sich greifenden, Unglauben halten zwar einige für grundlos oder wenigstens für höchst übertrieben; sie behaupten, daß der Neid der Alten, welche sich in ihre Jugendjahre zurückwünschen, sie erzeugen; der Anblick des herannahenden Grabes, die Abnahme der Kräfte des Körpers, die Beraubung von jenen Vergnügungen, welche die Jüngern genießen, sagen sie, sind die Ursachen, welche den Neid der Alten erwecken. Da ihnen also die Freuden der Jugend nicht mehr zu Theile kommen, so wünschen sie, wie alle Beneider, daß sie dieser auch untersagt werden, und führen deßwegen unaufhörliche Klagen über Sittenlosigkeit und Unglauben.

Wenn man sich noch so geneigt fühlte, diese angebliche Ursache der Klagen über den heutigen Sittenverfall für ungegründet anzusehen, so würde man, ohne sie näher zu prüfen, schon aus der Lebensart selbst der Alten abnehmen können, daß sie gegründet sind, und keinen heimlichen Neid zum Ursprnnge haben. Es ist unstreitig, und Jedermann sieht es, daß unter den wirklich lebenden Menschen die Sitten bey den Alten weit reiner sind, als bey den Jun-

gen; daß jene tiefere Verehrung gegen die Religion hegen, und die Pflichten, welche sie vorschreibt, weit genauer erfüllen als diese; ihre Sitten waren also auch in ihrer Jugend reiner und einfacher, weil, wie der Weise sagt, der Jüngling in seinem Alter nicht von dem Wege abweicht, auf welchem er in seiner Jugend gewandelt ist.

Die Sittenlosigkeit und der Unglauben haben zwar immer auf der Welt regiert; das Laster ist so alt als der Mensch, und das Christenthum hat seit seiner Entstehung immer Feinde gehabt, welche entweder die Satzungen seiner Dogmenlehre oder jene seiner Moral angegriffen haben; es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, denen es gehäßig vorgekommen ist, und die nach den Eingebungen ihres Eigendünkels immer manches daran zu rügen gefunden haben. Aber ein jedes Zeitalter zeichnete sich von den andern durch eigene und sonderbare Züge aus, theils wegen der Auswahl der Gegenstände, über welche man neue Systeme, Hypotesen oder Meynungen äußerte, theils auch in der Art, wie man sie behandelte.

Unser Jahrhundert unterscheidet sich von allen andern durch gewiße Merkmale, die ihm

ausschließlich eigen sind; die Stimmung eines sehr ansehnlichen Theils der Menschen, und zwar meistens derjenigen, welche auf den Geist des Zeitalters den mächtigsten Einfluß haben, hat beynahe eine plötzliche Veränderung gelitten. Man verweilet sich nicht mehr, wie vor Zeiten, an einzelnen Gegenständen; man beschränkt seine Bemerkungen nicht mehr auf den Inhalt der positiven Religion, und der daraus abgeleiteten Sittenlehren; sondern über alles dieses schreitet man mit einer Art von kühnem Stolze weg; man würdiget sich nicht, zu dergleichen Vereinzelungen sich herabzulassen; man fasset lieber seine eigenen Einsichten zusammen, und bauet ganze Systeme daraus, oder man erkläret das gesammte Religion- und Moralwesen als elendes Machwerk, als bloße Menschen-Erfindung, aus welcher für Niemand, wenigstens für keinen Selbstdenker eine Pflicht hergeleitet werden kann.

Ein Schriftsteller, der keineswegs des Verdachtes beschuldigt werden kann, drückt sich über den Geist unseres Zeitalters auf folgende Weise aus: „Es ist bey einem sehr beträchtlichen Theile der jetzt lebenden Menschen unter „den kultivirten Nationen, und zwar gerade bey „demjenigen Theile, den wir den aufgeklärten

„und denkenden nennen, bald stillschweigend „bald öffentlich als ausgemacht angenommen, „daß die Religion überhaupt dem „Menschen entbehrlich sey. Man „fängt an, die Religion allgemein als eine blo= „ße Krücke anzusehen, welche man zwar dem „großen Haufen, bis er auf seinen eigenen „Füßen zu stehen gelernt habe, noch lassen „müße, welche aber auch ihm durch die ver= „einten Bemühungen der jüngern philosophi= „scher gebildeten Volkslehrer bald eben so ent= „behrlich seyn werde, als sie es jetzt schon dem „denkenden Theil der Zeitgenossen geworden „sey.“

Prüfet man den Geist unseres Zeitalters noch näher und verfolget ihn bis in seine We= senheit und in seinen Ursprung, so findet man, daß er die Wirkung des, in unsern Zeiten mehr als jemals, rege gewordenen Hanges nach Un= abhängigkeit sey.

Die Vorschritte, welche die schönen Künste und einige Wissenschaften in dem vorletzten Jahrhunderte und im Anfange dieses gemacht haben, erweckten bey den Gelehrten einen allge= meinen Untersuchungsgeist. Ein jeder forschete in denselben nach Willkühr, und breitete seine Entdeckungen in der gelehrten Welt aus. So

wie die Zahl dieser Entdeckungen zunahm, wuchs auch der Trieb zum forschen. Wer einen auch nur oberflächlichen Anstrich von wissenschaftlichen Kenntnissen hatte, wurde aus seinem Schlummer aufgeweckt; Eigenliebe und Ruhmsucht reizten ihn, in die Laufbahn der Gelehrten zu treten, und sich zu der Klasse der Forscher und Selbstdenker zu reihen.

Es läßt sich leicht begreifen, daß dieser beynahe plötzlich aufgeregte Untersuchungsgeist sich mit bloßer Nachahmung der Vorfahren nicht begnügen wollte; wenn je ein Fach ist, wo der Kitzel der Eigenliebe den Menschen reizet, sich durch eigene Züge auszuzeichnen, so ist es gewiß das Fach der Wissenschaften, besonders wenn sie nach einem einstweiligen Aufhalten einen kühnen Schritt wieder vorwärts zu machen, sich bemühen. Ein jeder brach sich also beynahe eine eigene Bahn, oder wo er auch auf den Fußstapfen eines Andern wandelte, der sich zu einem großen Ansehen zu erschwingen gewußt hat, so suchte er doch wenigstens in der Verfahrungsart sich durch etwas Sonderbares auszuzeichnen. Andere, die sich nicht so viel Genie anmaßten, einen eigenen Weg zu gehen, begnügten sich gleichsam blindlings unter den

Fahnen eines mächtig gewordenen Anführers zu streiten, und alle seine Aussprüche wie Orakel zu verehren. Sie glaubten schon dadurch von dem großen Haufen genug unterschieden zu seyn, wenn sie anders als er dachten, und sich zu einer in allgemeinem Rufe stehenden Partey bekannten.

Bey solcher Verfassung in der gelehrten Welt konnte nicht anders geschehen, als daß der so weit aussehende Untersuchungsgeist auch eine unumschränkte Freyheit, nicht nur in den blos intellektuellen Wissenschaften, sondern auch in jenen andern genießen wollte, deren Gegenstand die Bildung des menschlichen Herzens zur Tugend ist. Da Gott die Wissenschaften, die sich bloß auf die Bildung des Verstandes beziehen, dem menschlichen Streitgeiste überlassen hatte, so konnte Niemand gehindert werden, sich in dem wissenschaftlichen Felde nach seinen Einsichten einen eigenen Weg zu brechen.

Aber der Menschenverstand, der äußerst geneigt ist, über die Schranken auszugleiten, welche seiner Geringfügigkeit gesetzt sind, wurde gereizt, mit seinem freyen Untersuchungsgeiste auch in jenen Wissenschaften mehr nachzuspüren, welche hauptsächlich sich auf die Bildung des Herzens beziehen, und welche, weil sie mit den

Leidenschaften in Verbindung stehen, auf einer, den Forschungen der Menschenvernunft, unzugänglichen Auktorität beruhen.

So wie man in den blos intellektuellen Wissenschaften nach eigenen Einsichten verfuhr, wollte man eben auch in Religionssachen und in der Moral umwühlen. Man wollte, wie man sagte, die mit der Glückseligkeit des Menschen so nahe verbundenen Lehren, einer strengern Sichtung unterwerfen; ihre Wichtigkeit war der Vorwand, mit welchem man die Kühnheit zu rechtfertigen suchte, die alle Forschungen beseelte. Hier betrug sich aber der Mensch, wie wenn er aus Eigennutz handelt; er miskennt den Trieb, der ihn in Bewegung setzet, weil der Eigennutz sich ihm unter dem täuschenden Schleyer der Gerechtigkeit zeigt, und weil er sich nicht bemühen will, ihn wegzureißen. Aus gleichem Grunde wollte er nicht untersuchen, ob sein vermeinter Eifer nicht etwa Streben nach unbegränzter Freyheit und Unabhängigkeit wäre.

Zwey Ursachen haben in unsern Zeiten den verderblichen Trieb erwecket, und den Untersuchungsgeist in allgemeinen Schwung gebracht. Durch einige neue Entdeckungen und Blicke, die den Menschen in den intellektuellen Wissenschaften beleuchtet hatten, wurde er gereizt, auch

in den Lehren der Religion und der Moral auf eine eigenmächtige Art hell sehen zu wollen; Es fiel seinem Stolze zu sehr auf, hier in einigen Punkten seine Vernunft gefangen geben zu müßen, da er dort nach Willkühr eigenmächtig zu gehen und Systeme zu machen befugt war. Die erste Ursache stammte also von einer grundlosen Vergleichung her, in welche man die intellektuellen Wissenschaften mit der Moral stellte.

Die Leidenschaften des Menschen, welche stets nach einer ungehinderten Befriedigung und nach einem ruhigen Genusse sich sehnen, und durch die Vorschriften sowohl der Religion als der Moral in den gehörigen Schranken gehalten wurden, waren die andere Ursache, welche den Menschen reizte, durch freyere Untersuchungen sich einen Weg zu eröffnen, auf welchem seine Leidenschaften ihrem Ziele nachstreben konnten, ohne daß er sich bey jedem Schritte bittern Vorwürfen aussetzte, und durch quälende Gewissensängstlichkeiten unaufhörlich geplagt würde.

Um dieses zu Stande zu bringen, hatte man sich zweyerley Mittel ausfindig gemacht. Das erste bestand darin, die Dunkelheit, unter welcher einige Lehren der Religion — die Geheimnisse — verborgen waren, auch über die Grün=

de ihrer Glaubwürdigkeit zu verbreiten, und eine Zweifelsucht zu erwecken, die überall düstere Nebel sah, und dadurch ihren Unglauben zu rechtfertigen suchte. Da der Untersuchungsgeist auf die Entkräftung aller Beweise und die Zerstörung aller Glaubensgründe zweckte, so wollte man auch seine Gegengründe nicht auf Beweise festsetzen, sondern man gab allem, was die Zweifelsucht in ihr Gebiet gezogen hatte, einen gewissen witzigen Anstrich, der es lächerlich machte.

Für seichte Köpfe war dieß schon ein hinlänglicher Beweggrund zum Unglauben. Denn wie kann man von einem vernünftigen Menschen verlangen, sagte man bey sich selbst, daß er lächerliche Dinge glaube? Man begab sich aller Mühe, auf den wahren Grund zu dringen, und zu untersuchen, ob es etwa nicht ein Werk der Bosheit sey, und ob alles Anzügliche nicht bloß in einem täuschende Witze liege; man forschte nur so weit als nothwendig war, die ganze Kraft des Lächerlichen zu fassen. — Dieses Mittel gebrauchten vorzüglich die Philosophen Frankreichs, weil es dem Charakter besonders jenes Theils der Nation angemessen war, der am meisten Geschmack daran fand. Je größer

das Talent des Schriftstellers war, unter dem Gewande einer angenehmen und glänzenden Schreibart: bald Stellen der heiligen Schrift mit einer verfänglichen Misdeutung dem Lesevolk vorzutragen; bald den wahren Sinn ernsthafter Lehren der Moral zu verrücken, und sie durch eine lächerliche Anwendung verächtlich zu machen; bald die Zeremonien des Gottesdienstes theatralischen Handlungen zu vergleichen, und sie auf lächerliche oder nichtsbedeutende Ursprünge zurück zu führen, desto mehrere Bewunderer und Anhänger fand er unter dem Lesevolk, das ohnehin sehr geneigt war, seinen mit dem Evangelium so wenig übereinstimmenden Lebenswandel dadurch einigermaßen zu rechtfertigen. Es ist der ganzen Welt bekannt, wie geschickt z. B. Voltaire tausend Stellen der heiligen Schrift mit einem den Wohllüstling zum Lachen reizenden Anstriche zu bekleistern wußte.

In Deutschland gieng man mit mehr Ernsthaftigkeit zur Sache, theils weil der Charakter der Nation nicht so, wie jener der Französischen, zu einer solchen Stimmung zu bringen gewesen wäre, theils auch, weil die Philosophen durch wichtigere Streite zu einer größern Ernsthaftigkeit mehr gewohnt waren. Der Geist der Un-

abhängigkeit im Glauben und in der Sittenlehre, der durch den Protestantismus vorzüglich in den letzten Jahrhunderten aufgeregt wurde, verleitete natürlicher Weise zu einer solchen ungebundenen Freiheit in den Forschungen über Religion und Moral, daß jeder Forscher keine andere Auktorität, als sich selbst, und keine andere Richtschnur, als seinen Eigendünkel und seine Willkühr, erkennen wollte; damit man aber seine Frechheit mit scheinbaren Gründen in den Augen eines verdachtlosen Volkes zu belegen vermöchte, verkündigte jeder aus ihnen, daß seine Absicht bloß sey: „alles scharf zu fassen, „und die heiligen Wahrheiten, die allen Menschen als gemeingut angehören, der Menschheit wieder zu geben; mit Freymüthigkeit und „Unerschrockenheit selbst den Nimbus der Heiligkeit und der Majestät zu durchdringen, den „man so lange misbraucht hatte, um jene „Wahrheiten zu Geheimnissen umzuschaffen, „und zum Eigenthum nur weniger Eingeweihten zu machen, — daß man bloß dahin zwecke, daß die Fackelträger des Despotismus, „und des Hierarchismus dem Geiste der Aufklärung weichen müssen; daß sie, die es sich „sonst so angelegen seyn ließen, die Nacht um „uns her zu erhalten, um mit ihrem Lichte die

„Welt zu erleuchten, nicht mehr so am offenen „Tage, sondern nur, da wo es eigentlich hin „gehört, im Finstern ihr Wesen treiben dürfen, „und sich selbst auch den Dank ihrer, größtentheils jetzt schon besser erleuchteten, Herrn „und Meister nicht mehr damit verdienen.“

Mit dem Vorurtheil, als wäre man in allem, was auf Religion und Moral sich bezieht, hintergangen worden, als hätten einige sogenannte Eingeweihte den Schleyer über gewisse Wahrheiten gezogen, und sie zu Geheimnissen umgeschaffen, um dadurch unter dem großen Haufen Finsterniß und Unwissenheit zu verbreiten, schritt man also in Deutschland zur Untersuchung. Man glaubte mit den Fesseln eines unumschränkten Despotismus belegt gewesen zu seyn, da man nur zur Unterwürfigkeit der rechtmäßigen Obrigkeit gehalten wurde. Die durch einen gewaltsamen Ausbruch sich frey gemachten Geister warfen also alles über den Haufen, um aus dem Schutte ein Scheinbild von Religion zu erheben. Man setzte ein gewißes System zusammen, welches nach seinen Einsichten der Inhalt der sämmtlichen Glückseligkeitslehre seyn sollte, und hieß es dann Religion oder Moral.

So wie der Gesichtspunkt verschieden ist, unter welchem ein jeder insbesondere die Glückseligkeit ansah, oder von dieser oder jener Leidenschaft in seinen Untersuchungen mehr oder weniger geleitet wurde, mußten auch verschiedene Systeme der Religion und Moral entstehen; diese Verschiedenheit allein, ohne weiteres Untersuchen war schon ein Kennzeichen des Irrthumes; denn wie läßt sich die Möglichkeit einer Verschiedenheit, entweder in den Gründen denken, auf welchen z. B. eine Lehre ruhet, oder in der Art, wie sie vollzogen werden soll, oder in dem Gegenstande, welchen sie zum Ziele hat? Aller Systemengeist in Religionssachen und in den wesentlichen Morallehren ist also eine Ungereimtheit.

Aus dieser Darstellung des Geistes unseres Zeitalters lassen sich die Ursachen der heutigen Erschlaffung leicht herleiten. In den vorhergehenden Jahrhunderten verehrte man die Religion, und hielt alle Vorschriften der Sittenlehre für heilig, weil die Begriffe, die man von denselben hatte, ihrer Würde angemessen waren; die Uebereinstimmung der Religion mit den innern Gefühlen von Gutem und Bösem, von Tugend und Laster, welche der Schöpfer

in jedes Menschenherz eingegraben hatte, erregte in demselben eine Art von natürlichem Antriebe, die Religion ohne allen Verdacht für jenes Mittel anzusehen, welches den Menschen zu seiner ewigen Glückseligkeit führet. Aus der Verehrung der Religion selbst floß auch die Ehrerbietigkeit gegen die Aussprüche der Kirche; man zweifelte nicht an ihrer Wahrheit, weil man von der Verbindung der Kirche mit ihrem Stifter und folglich von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt war. In allem was auf Religion und Sittlichkeit Bezug hatte, betrug man sich mit einer aufrichtigen Einfachheit, welche dem Menschen nicht zuließ, die Stimme der Vernunft mit jener seiner Leidenschaften zu ersticken.

So bald aber der Untersuchungsgeist aufgeregt und die neuen Religionssysteme in allgemeinen Schwang gebracht worden waren, so verlor sich auch die Achtung gegen die Religion und die daraus abgeleitete Moral, und es entstand daraus jene Erschlaffung in der Ausübung der Pflichten, welche die Religion gebietet, die in dieser Rücksicht den Hauptcharakter unseres Zeitalters bestimmt.

V.

Ueber Glückseligkeit.

Unter allen Gegenständen, welche sich unsern Blicken darbieten, ist der Mensch derjenige, dessen Natur und Eigenschaften am schwersten zu durchforschen sind. Wenn wir die Neigungen seiner Sinne mit der Bestimmung seiner Seele vergleichen, so entdecken wir einen gewissen Widerspruch. Untersuchen wir die Beschaffenheit des innern und allgemeinen Triebes nach Glückseligkeit, der alle Menschen gleichergestalt beseelt, und blicken wir dann auf die Mittel hin, durch welche er diesen Trieb zu befriedigen sich bemühet, so finden wir einen Widerspruch. Betrachten wir ihn in dem Genuße gewisser Freuden und Vergnügungen, nach welchen er sich heftig sehnt, und wodurch er das einzige Ziel seiner Strebsamkeit, seine Glückseligkeit, erreicht zu haben glaubt, und sehen wir dann auf

die Folgen zurück, welche durch Misvergnügen und unangenehme Empfindungen seinen vergangenen Genuß verbittern, so sehen wir wieder Widerspruch. Kurz der Mensch stellet sich überhaupt den forschenden Blicken als ein Wesen vor, dessen Streben, Handlungen und Unternehmungen, anstatt sich nach dem wahren Ziele seiner Wünsche, nach seiner Bestimmung, zu lenken, von derselben stets abzuweichen scheinen.

Es ist eine unstreitige Wahrheit, und Jedermann fühlet es, daß alle Menschen durch einen allgemeinen und unwillkührlichen Hang sich nach einer gränzenlosen Glückseligkeit hinneigen. Die Allgemeinheit dieses Hanges, der so alt als das menschliche Geschlecht ist, und in dem Herzen des Menschen nie erlöschen wird, beweiset, daß der Schöpfer selbst ihn in das menschliche Herz gelegt hat; er beweist, daß die wahre Bestimmung des Menschen mit dem Genuße einer unbegränzten Glückseligkeit verbunden sey, und folglich daß derjenige, der nach dem Genuße von Gütern strebt, welche sein Herz nicht vollkommen befriedigen, welche nicht immerwährend und dauerhaft sind, und welche unangenehme Folgen nach sich lassen, von dem Wege

abgewichen sey, der zu jener Glückseligkeit führet, welche sein Herz in der That wünschet.

Die Widersprüche, welche wir zwischen der Bestimmung des Menschen und den Mitteln wahrnehmen, durch welche er zu derselben zu gelangen glaubt, sind ein offenbarer Beweis, daß der Weg, auf welchem das menschliche Geschlecht überhaupt wandelt, nicht der wahre Weg sey, auf welchem es wandeln soll. Damit man aber in Stand gesetzet werde, diesen Widerspruch genau zu erkennen, und ihn zu heben, ist nothwendig, daß man bis auf die Quelle dringe, woraus er herstammt. Nur nachdem man diese Entdeckung gemacht hat, ist möglich, den Weg selbst und die Mittel ausfindig zu machen, die den Menschen zu seinem wahren Ziele führen.

Fragt man den Menschen, ob er glückselig sey, so antwortet er: Nein. Oder wenn er auch Ja antwortet, so weiß so wohl der Antwortende als der Fragende, daß eine solche Bejachung mit vielen Einschränkungen zu verstehen sey, und daß sie bloß bedeute: in der Lage, in welcher jener sich wirklich befindet, sey er zwar glücklicher als in der vorigen, aber nie wird er zugeben, daß er vollkommen glücklich

sey. — Fragt man ihn dann, warum er nicht glückselig sey, und was seine Tage betrübt, so antwortet ein jeder auf eine verschiedene Art, je nachdem die Lage verschieden ist, in welcher er sich befindet; er erzählet, wie viel er leiden muß; wie wenig er seinem Willen gemäß handeln kann, und wie oft, ohne zwar allemal dazu eigentlich gezwungen zu werden, er sich aus Anständigkeit oder andern Rücksichten, nach Gebräuchen, nach Sitten u. s. w. sich fügen muß, die ihm seine Freyheit benehmen und in seinem Streben nach Glückseligkeit ihn hindern. — Fragt man ihn ferner, was er dann glaube, daß ihm zu seiner Glückseligkeit abgehe, so fangt er an Wünsche zu machen. Der Eine wünschet sich von der Lage befreyet zu werden, in welcher er wirklich lebt, wenn er sie schon aus eigenem Triebe und nach geprüften Gründen gewählt hat; ein anderer wünschet sich eine ungeheure Summe Geldes, womit er alle seine Wünsche befriedigen könnte; ein dritter, der die Eitelkeit eines solchen Wunsches erkennt, und wohl ahnet, daß er, wenn er auch erfüllet würde, deßwegen nicht glückselig wäre, beschränket seine Wünsche auf einen einzigen Gegenstand, und glaubt, daß er dann vollkommen glückselig seyn würde.

Dringt man in seinen Fragen weiter, und verlangt man von jedem zu wissen, worein er seine Glückseligkeit setze, so wird ein jeder eine Antwort geben, die der Beschaffenheit seiner sinnlichen Neigungen, oder seinem Temperamente angemessen ist, (Man vergesse nicht, daß immer nur im allgemeinen geredet wird,) das heißt, er wird die Mittel verlangen, seine heftigsten Begierden befriedigen zu können. Der Geizige wird seine Wünsche auf einen mit unermeßlichen Schätzen angefüllten Geldkasten richten; der Wohllüstling auf einen ungestörten Genuß seiner sinnlichen Begierden; der Ehrsüchtige auf hohe Titel, auf ansehnliche Würden nnd Ehrenstellen im Staate; der Träge auf eine Lage, wo er in einer bequemen Unthätigkeit und ohne Sorgen dahin leben könnte; der Herrschsüchtige, auf eine unbeschränkte Gewalt über viele Unterthanen, die seine Befehle mit Genauigkeit erfüllen müßten; u. s. w.

Nach den allgemeinen Begriffen, die der Mensch von Glückseligkeit hat, müßte sie also in einer ungehinderten Befriedigung seiner Lieblingsleidenschaften bestehen, und deßwegen wird überhaupt derjenige unter die Glückseligsten gerechnet, der die Mittel in Händen hat, seine

Lieblingsleidenschaften am leichtesten zu befriedigen.

Der wirklichen Einrichtung der Dinge gemäß tritt aber oft der Fall ein, wo hier und da ein einzelner Mensch in Stand gesetzet wird, sich seine Lieblingsgenüße zu verschaffen. Außerordentliche Glücksbegünstigungen füllen zuweilen die Kästen des Geizigen an; nicht seltne Umstände entziehen den Wohllüstling aller Gewalt, die ihn in seinem Streben hindern könnte; durch Ränke und Intriguen erschwingt sich der Ehrsüchtige zu den höchsten Würden des Staates, die ihn zugleich mit allen Titeln zieren, welche sie mit sich bringen; durch reiche Erbschaften geräth der Träge in eine Lage, wo er, ohne alle Arbeit und Sorgen, in voller Bequemlichkeit dahinleben kann; durch Kriegsglück und Waffenschicksal rückt der Herrschsüchtige die Gränzen seines Gebietes weiter hinaus, und vermehret durch beträchtliche Zusätze die Zahl seiner Unterthanen.

Alle diese erreichen also das Ziel ihrer einzelnen Wünsche; sie sind in die Lage gerathen, auf welche ihre ganze Strebsamkeit hinzweckte, und mit deren Gedankenbilde sie ihr Herz, wie in einem angenehmen Traume, erquicket hat-

ten. Aber wenn auch der Wunsch aller dieser noch so sehr ersättiget worden ist, so bleibt dennoch bey jedem immer ein leerer Raum übrig, den er wieder mit Wünschen ausgefüllet wissen möchte. Der Jüngling, der sich überhaupt leicht und mit Wenigem befriedigen läßt, heftet sogar im Taumel seiner Freude und Glückseligkeit seine Blicke in die Zukunft; sein Alter, welches man des glückselige Alter nennt, ist seinen Wünschen nicht angemessen; er möchte in der Welt eine bedeutendere Rolle spielen, als jene eines Jünglings ist, dem aller Einfluß versagt und alle Wichtigkeit abgesprochen wird. — Der in den blühenden Jahren seines Lebens gereifte Mann, welcher sich in seinem Wandel weder vorwärts noch zurück wünschet, steht mitten im Gebiete eitler Wünsche, die ihm stets Reizen nie aber vollkommene Befriedigung darbieten; seine blühenden Jahre vergehen, und er hat nur Plane und Anschläge gemacht, ohne daß er sie hat ausführen können; unermüdet verfolget er das Gedankenbild der Glückseligkeit, welches stets um ihn her schwebt, und das er nicht erreichen kann. — Der Greis lenkt ein mattes Auge auf die Geschichte seiner zurückgelegten Jahre zurück; mit Neide blicket er auf jene Zeitpunkte seines zarten Alters, wo er, wie er

jetzt meynet, reines Vergnügen genoß, ohne sich zu erinnern, daß es damals wegen des Einflußes mancher Nebenwünsche unvollkommen und unersättiget geblieben war; sein hinfälliger Körper, seine abgematteten und gelähmten Glieder erinnern ihn an die Blüthe seines Alters, wo er in voller Kraft beynahe die ganz Natur der Wirksamkeit seines Körpers unterwarf, und jetzt sich selbst zur Last ist. Die Ansicht des immer herannahenden Grabes erlöschet in ihm alle Lust zu Planen und Anschlägen, die er doch nur für eine kurze Zeit in Erfüllung sehen könnte, wenn sie auch, was er mit Gründen nicht ahnen darf, nach Wunsche ausgeführt würden. Erfahrung hat ihn gelehrt, daß der Mensch nur zu oft sich mit eiteln Wünschen brüstet, wobey ihm bloß der Schmerz bleibt, sich mit diesem leeren Wesen begnügen zu müssen.

In welcher Lage der Mensch sich also befindet; in welchem Zeitraume seiner Laufbahn er wandelt, wird er nie vergnügt, nie vollkommen zufrieden seyn. Sollte auch sein Schicksal eben so wandelbar als seine Wünsche seyn, so würde eine zahllose Menge von Wünschen sich seinem Geiste auf einmal aufdringen, und ihn

zu eine ermüdende Thätigkeit versetzen, die ihm jene Ruhe benähme, worin der wesentliche Theil der Glückseligkeit besteht, in so weit der Mensch derselben hienieden empfänglich ist.

Hierauf entsteht die Frage, worin dann eigentlich die Glückseligkeit hienieden bestehe, und durch welche Mittel man zu derselben gelangen könne?

Diese für den Menschen äußerst wichtige Frage ist bald mit mehr bald mit weniger Richtigkeit beantwortet worden. Die Unvollkommenheit einerseits des sinnlichen Vergnügens, die unangenehmen Empfindungen und bittern Folgen, die es nach sich zu ziehen pflegt, und anderseits das Misverhältniß jenes Vergnügens mit der Würde des Menschen, welche jedem aufrichtigen Forscher der Wahrheit unverholen sagt, daß der Schöpfer ihn zu einem reinern Vergnügen erschaffen hat, und daß er durch Vermeidung eben dieses zergänglichen und niedrigen Vergnügens, durch Abneigung von demselben und durch stetes Streben nach einem übersinnlichen, welches wegen seiner Würde und Erhabenheit nicht in diesem, sondern erst in einem zukünftigen Leben statt haben wird seinem wahren Ziele, seiner Bestimmung, sich

annähern könne: diese Gründe beweisen, daß die Glückseligkeit nicht in jenen eiteln und zergänglichen Dingen zu suchen sey, welche die gewöhnlichen Gegenstände menschlicher Wünsche sind.

Man verfiel also einstimmig auf den Gedanken, daß die Glückseligkeit lediglich in der Ausübung der Tugend zu suchen sey. Da diese mit einer Würde glänzet, welche mit jener des Menschen in genauem Verhältnisse steht, so ist ohne großes Forschen einleuchtend, daß auch sie allein den Menschen wahrhaft glückselig machen könne.

Allein die obenaufgestellte und auf solche Weise beantwortete Frage zerfällt wieder in einige andere, deren Beantwortung unumgänglich nothwendig ist, wenn man über diesen Punkt richtige Begriffe sich machen will. Es läßt sich weiter fragen: 1. ob der Mensch durch die Ausübung der Tugend zu einer vollkommenen Glückseligkeit schon hienieden gelangen könne, 2. ob die Ausübung der Tugend ihm die mit ihr verknüpfte Glückseligkeit ohne allen Bezug auf das zukünftige Leben verschaffen könne; und 3. wie der Mensch durch die Ausübung der

Tugend sich des Besitzes der Glückseligkeit auf die leichteste Weise zu versichern vermag?

1. Eine vollkommene Glückseligkeit wäre jene, die nicht nur alle Wünsche des Menschen die er wirklich heget, sondern noch alle möglichen befriedigte; denn so lange der Mensch Wünsche machen kann, ist er noch nicht vollkommen glückselig. Aus dieser Erklärung erhellet, daß, der Mensch hienieden nicht vollkommen glückselig sein könne; denn wenn er die Seele von seiner Sinnlichkeit noch so unabhängig zu machen suchet; wenn er durch Selbstverläugnung es noch so weit bringt, und die Wonne, die mit der Ausübung der Tugend verknüpfet ist, im möglichst vollem Maaße fühlet, so bleibt seine Seele dennoch immer in einem Körper eingeenget, nach dessen Auflösung sie, wie jene der Apostel Paulus, sich sehnet. Die widrigen Ereignisse des menschlichen Lebens, wenn sie auch ihre Glückseligkeit nicht beeinträchtigen, haben doch auf dieselbe in so weit einen Einfluß, als sie bey dem tugendhaften Menschen wenigstens den Wunsch erregen, von denselben befreyet zu werden. Der Gedanke des Todes veranlaßt eine unwillkührliche und der Sinnlichkeit unangenehme Empfindung,

von der bangen Besorgniß wegen der Zukunft, wovon der Tugendhafteste nicht vollkommen frey ist, nicht zu gedenken.

Die mit der Ausübung der Tugend verknüpfte Glückseligkeit ob sie gleich nicht vollkommen ist, hat aber die Haupteigenschaft, welche zu einer vollkommenen Glückseligkeit erfoderlich ist, und welche bey Jener, die der Mensch in dem Genusse sinnlicher Vergnügungen suchet, nicht Statt haben kann: sie ist rein, mit angenehmen Folgen und frohen Aussichten begleitet. In dieser Eigenschaft, wenn man sie für sich betrachtet, besteht ihr ganzer Werth, und wegen dieser allein soll sie der Gegenstand der menschlichen Strebsamkeit seyn.

2. Wenn man jene Philosophen und Morallehrer fragt, welche allen Werth und alle Würde der Tugend, so wie alle ihre Verpflichtungsgründe aus der bloßen Vernunft herleiten, so antworten sie mit den Morallehrern des Heidenthums, daß die Tugend ihre Belohnung mit sich führe, und folglich daß sie aus eigener Kraft, ohne allen fremden Bezug und Einfluß, ohne Beystand und Unterstützung, den Menschen glückselig machen könne, so zwar, daß wenn die menschliche Seele sterblich wäre, und wenn

sogar Gott, der in dem zukünftigen Leben einem jeden nach seinen Werken vergelten wird, nicht existirte, die Glückseligkeit des Tugendhaften unbeschadet bestehen könnte.

Allein die Ausübung jener guten Handlungen, die den Menschen tugendhaft machen, würde ihm ein zu leeres Vergnügen gewähren *) wenn es sich blos auf die Handlung selbst bezöge, und nicht durch eine frohe, zwar noch entfernte, Aussicht unterstützet würde. Der Begriff, den wir uns von der Tugend machen können, bringt nothwendiger Weise eine vergeltende Zukunft mit sich. Nicht ohne große Mühe kann der Mensch Handlungen ausüben, die mit seinen Neigungen streiten; nicht ohne kräftige Ueberwindung seiner Begierden kann er sich von den Gegenständen entfernen, welche sich mit großen Reizen seinen Blicken darbieten; nicht ohne Abtödtung und Züchtiguug, so gar erlaubter Gelüste, nicht ohne freywillige Entsagung seiner Bequemlichkeiten, nicht ohne Selbstverläugnung kann er auf die höchste Stufe der Tugend, folglich zum Maximum der Glückseligkeit gelangen. Was ist aber in den Augen eines solchen Tugendhaften die Glückseligkeit,

*) Siehe VIII. Ueber das Almosen. I. Band. Seite 105.

die er genießt, anders als eine gegründete Hoffnung, daß ihm alles, was er um seiner Pflicht willen aufopfert, in dem zukünftigen Leben tausendfach vergolten werden wird? Es ist keine reine Glückseligkeit denkbar, die nicht über die Gränzen des wirklichen Lebens hinausreicht, folglich kann auch keine wahre Glückseligkeit bestehen, wenn sie nicht auf das zukünftige Leben sich gründet.

3. Da der Mensch stets durch unwillkührliche Begierden geplagt wird, welche seine Aufmerksamkeit auf eitle und zergängliche Gegenstände zu wenden, und ihn folglich von seiner wahren Glückseligkeit abzuleiten suchen, so ist einleuchtend, daß, um in dem Genuße seiner Glückseligkeit ungestört zu seyn, er sich nothwendiger Weise bemühen müße, alle eiteln Begierden in ihm zu ersticken. Die Zahl der Begierden, welche das menschliche Herz heget, ist der Maaßstab seiner Glückseeligkeit; diese nimmt in eben dem Verhältnisse zu, in welchem jene abnehmen, so daß unter allen Sterblichen jener für den Glückseligsten gehalten werden soll, dessen Begierden auf die geringste Zahl eingeschränkt sind.

Eine Begierde, die man nicht befriedigen darf oder nicht befriedigen will, verursachet

schon in dem Herzen, in welchem sie sich aufreget, eine unangenehme Empfindung; um wie schmerzlicher muß die Empfindung seyn, welche eine Begierde zurückläßt, die man gern befriedigen möchte aber nicht kann? Der es also dahin zu bringen weiß, seine Begierden, so wie sie sich aufregen, gleich zu ersticken und dadurch allmählich fernern Aufregungen vorzubeugen, dieser ist im Besitze seiner Glückseligkeit am meisten gesichert.

Die Zahl der menschlichen Begierden nehmen ab, so wie jene der Bedürfnisse vermindert wird. Unter Bedürfnissen in moralischer Rücksicht versteht man jene Menge von Gewohnheiten, die der Mensch in der Lage, in welcher er sich befindet, allmählig angenommen hat, und welche, so oft ein Hinderniß entgegen steht, für ihn die Quelle unangenehmer Empfindungen, folglich ein Stoß in seiner Glückseligkeit sind.

Wer sich auch von solchen Gewohnheiten unabhängig zu machen weis, der hat den letzten Schritt zu der Glückseligkeit gethan, deren ein menschliches Herz fähig ist, das sich gänzlich der Ausübung der Tugend ergeben, und den

festen Entschluß gefaßt hat, durch eine ungetheilte Aufopferung aller auf die Erhaltung des Körpers sich nicht beziehender Begierden, schon in diesem Leben zur höchsten Stufe der Glückseligkeit zu gelangen, welche der Vorgeschmack der ewigen und gränzenlosen Glückseligkeit ist, die es für seinen Lohn im andern Leben erwartet. „Es ist eine wunderbare Sache! sagt der Verfasser des Geistes der Gesetze (L'Esprit des Lois), nachdem er den wohlthätigen Einfluß der Religion auf die Gesellschaft betrachtet hatte: „Die Religion, deren Gegenstand „nur die Glückseligkeit im zukünftigen Leben „zu seyn scheint, machet schon in diesem Leben „unsere größte Glückseligkeit aus."

VI.

Der Mensch im Unglücke.

Wenn die wahre Glückseligkeit nur in der Ausübung der Tugend bestehen kann; wenn alle Glücksgüter der Welt, wenn hohe Würden und Ehrenstellen, wenn unermeßliche Reichthümer und unübersehbare Besitzungen, wenn lärmende Freuden und Vergnügungen, wenn Wohllust und sinnliche Genüsse den Menschen nicht glücklich machen können: theils weil sie sein Herz nicht gänzlich ersättigen, und entweder unangenehme Empfindungen, beißende Sorgen und Reuen, oder wenigstens das traurige Bewußtseyn zurücklassen, daß die genossene Glückseligkeit nur augenblicklich war, und wirklich nicht mehr ist; theils auch weil aus jeder befriedigten Begierde, wie aus dem Rumpfe eines abgehauenen Kopfes der Hydra wieder tausend neue entstehen: so ergiebt sich von selbst

daß nur das Laster wahres Uebel seyn könne, und folglich daß jede unangenehme sinnliche Empfindung, jede Beraubung von ehrenvollen Aemtern, die man bekleidete; von großen Reichthümern, die man besaß; von erquickenden Vergnügungen, die man genoß, nicht zu den wahren Uebeln gereichet werden solle.

Die Vernunftschlüsse, aus welchen man diese Sätze herleitet, sind schön: Jedermann gesteht es; sie sind überzeugend, und können allerdings nur von dem selbstsüchtigen Unsinne, oder von dem berauschten Wohllüstlinge geläugnet werden. — Aber wo ist der Faden zu suchen, der in diesem Punkte die Theorie an die Praktik knüpfet? welches ist die Triebfeder, der Beweggrund, der diese erhabenen Lehren und Sprüche in Erfüllung bringt?

Es giebt hienieden eine doppelte sinnliche Glückseligkeit: die Eine besteht in der Ausübung des Lasters und im Genuße jener sinnlichen Vergnügungen, welche die Tugend verabscheut: die andern bezieht sich bloß auf den Genuß der Glücksgüter, welche der Schöpfer für den Menschen erschaffen hat; sie besteht in den angenehmen Empfindungen, die er sich innerhalb der

Schranken der Mäßigkeit verschaffet, und die mit der Erhaltung seines Daseyns verbunden sind. Die Glückseligkeit von der ersten Art ist nicht unseres Gegenstandes; sie lenkt den Menschen von seinem wahren Ziele, von seiner Bestimmung ab, und führet ihn zu seinem Untergange. — Jene von der andern Art ist mit der Tugend in so weit vereinbar, als der Mensch dieselbe genießen kann, ohne von seinem Ziele abzuweichen; sie ist ihm erlaubt. Der Mensch kann, der Tugend unbeschadet, in einem ehrbaren Wohlstande seyn; er darf die Mittel besitzen, alle seine Bedürfnisse zu befriedigen; das Vergnügen kosten, welches mit dem Genuße wohl zugerichter Speisen verbunden ist, und in sorgloser Bequemiichkeit die Freude genießen, welche der Anblick und der Besitz der Werke der Kunst ihm gewährt.

So wie der Genuß dieser Art von irdischer Glückseligkeit mit der Tugend bestehen kann, eben so kann auch die Tugend bey dem Menschen Statt haben, der von derselben beraubt ist; sie nimmt sogar in dem Verhältnisse zu, in welchem die Neigung zu jener, abnimmt. Je weniger der Mensch sein Herz an den Genuß erlaubter Vergnügungen heftet; je weniger er

sich kränket, wenn er derselben beraubt wird, desto reiner und erhabener ist seine Tugend.

Aber durch solche Beraubung wird der sinnlichen Natur des Menschen Gewalt angethan; mit einem unwillkührlichen Hange sehnet er sich nach einem Wohlstande, wobey er den Absichten des Schöpfers gemäß leben kann, ohne daß strenge Pflicht ihn dringe, durch freywillige Entsagung denselben, sich zu einer höhern Tugend zu erschwingen. Nur wenige privilegirte Seelen, welche die Eitelkeit jeder irdischen Glückseligkeit, wenn sie auch erlaubt ist, unter ihrer Würde halten, wissen diesen Hang bis auf einen gewissen Grad zu vertilgen, und ihre Begierden auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu beschränken. Keine Beraubung kränket sie, weil nur das für wahre Beraubung angesehen werden kann, was man wider seinen Willen entbehren muß.

Aber die Menschen überhaupt fühlen sich nicht von einer solchen übernatürlichen Kraft gestärket; sie wissen die Aufregungen ihrer Sinnlichkeit nicht dergestalt zum Sillschweigen zu bringen, daß ihre Geduld dabey nicht einer harten Prüfung ausgesetzt werde, wenn sie ein Vergnügen entbehren müßen, nach welchem sie sich sehnten. Zudem ziehen die Beraubungen

von Glücksgütern, von Ehrenstellen und Würden manche Folgen nach sich, welche der Sinnlichkeit schwer fallen. Der Mann, der in der Gesellschaft weder durch Ansehen noch durch Reichthum einen Einfluß hat, wird geringgeschätzet, er wird verachtet und überall hintangesetzt; der Zugang zu Leuten, die eines höhern Standes sind, wird ihm verschlossen; und er bleibt ein bloßer Zuschauer von manchen Genüssen, zu welchen er einen eben so großen Hang fühlet, als jene, denen das Glück sie vergönnt hat.

Ist der Mensch schon in dem Besitze der Glücksgüter gewesen, und hat er schon einen Theil seines Lebens in der Bequemlichkeit und in einem ansehnlichen Wohlstande zugebracht, so fallen seiner Sinnlichkeit die Beraubungen noch härter, wenn er nicht aus eigenem Triebe und aus freyem Willen sich zu einem vollkommenern Leben entschließt, sondern mit Gewalt oder durch sonst einen Zufall aus dem Besitze seines Standes und seines Vermögens verdrängt wird. Die Erinnerung eines Vergnügens, das man genossen hat, machet nach demselben weit mehr lüstern als die leeren Begriffe, die man sich von dem bloßen Gedankenbilde eines Genußes machet; das Bewußtseyn

allein der Beraubung bringt eine der härtesten Peinen mit sich; eine Menge angenommener Gewohnheiten erinnern unaufhörlich an die vergangene Glückseligkeit; jede Ansicht eines andern, der die widrigen Schicksale und Mishandlungen des Glücks noch nicht empfunden hat, erfrischet wieder die Wunden, welche die Zeit und entgegengesetzte Gewohnheiten schon zum Theile geheilet hatten. Die Verdemüthigungen, die man täglich erfährt, als wäre man selbst der Urheber seines Unglückes; die Empfindlichkeit, welche bey den Menschen durch jede ungerechte Zurechnung sich aufreget, vorzüglich aber durch gewisse Vorurtheile gerührt wird, die von der Erziehung herstammen, und die es von uns nicht abhängt zu vertilgen, bringen der Lage eines Verunglückten noch manche Herzeleiden bey, die einem andern, der von seiner Kindheit an, immer in gleicher Lage ist, und die Glückseligkeit nie in der Wirklichkeit genoßen, sondern bloß ihr Ideal in seiner Einbildungskraft sich vorgestellt hat, gänzlich unbekannt sind.

Alles, was auf dieser Erde webt und ist, hat der Schöpfer für die Menschen erschaffen. Alle scheinen im Ursprunge gleiches Recht zum Besitze und Genuße der Dinge zu haben. Nur

durch die Entstehung der Gesellschaft, um der Ordnung willen, und den Rathschlüssen der göttlichen Vorsehung gemäß, ist der erwähnte Besitz und Genuß nach gewissen Gesetzen gemäßigt und beschränkt worden, wobey nicht jeder einzelne Mensch gleichen Theil erhalten hat. Durch Unglücksfälle und Zulassungen der Vorsehung wird täglich das Verhältniß zwischen Besitz und Beraubung wieder zerstört, und der Eine wird glücklich, da der Andere ins Unglück verfällt.

Ueber diesen Umstand der menschlichen Dinge lassen sich folgende Fragen aufwerfen: Ist der bloßen Vernunft ohne alle Hinsicht auf eine vergeltende Zukunft, jenseits des Grabes, unter so vielen widrigen, die Sinnlichkeit des Menschen so sehr empörenden Zufällen möglich, mit einer unerschütterlichen Standhaftigkeit und in vollkommener Gemüthsruhe sich gegen dieselben zu verhalten: oder wird der Glaube, an eine Ewigkeit erfodert, wo jedem seine Vergnügungen und Leiden mit Schmerz und Belohnung ersetzt, und wo Gott eine Art von gerechtem und verhältnißmäßigem Gleichgewichte zwischen vergangenen und zukünftigen Genüßen und Leiden feststellen wird? und dann, sollte dieser letztere Fall Statt haben, ist dazu der Glaube

an die geoffenbarte Religion nothwendig oder sind die aus der natürlichen Religion geschöpften Gründe hinreichend?

Die Frage, warum überhaupt der Gerechte in dieser Welt leiden müße, da es dem Ungerechten meistentheils wohlergeht? warum die Ausübung der Tugend, welche das höchste Gut ist, nicht auch einen angenehmen Genuß zur Folge hat, der den Begierden des Ausübenden entspricht; warum der Lasterhafte durch seine bösen Handlungen geradezu sich eine Glückseligkeit verschafft, die man, als ausschließliche Krone der Tugend anzusehen, so sehr geneigt wäre? muß jedem Menschen einfallen, der nur einen oberflächlichen Blick in die Welt wirft. — Aber aus der Art von bestürzender Verwirrung hilft ihm sogleich der Gedanke heraus, daß ein solches Verhältniß, wenn es für immer so beschaffen bliebe, der Weisheit des Schöpfers Widerspräche, und daß, auf welche Art es immer sey, einst ein Zustand eintreten muß, wo Glückseligkeit die Krone der Tugend, so wie Leiden die Folge des Lasters seyn wird.

Diese Meynung scheint zu erheischen, daß hienieden Genuß und Glückseligkeit der Anzahl der begangenen Laster eben so wie Beraubung und Leiden der Größe der ausgeübten Tugen-

den angemeßen seyn müsse. In diesem Falle könnte jeder seine zukünftige Glückseligkeit nach dem Maaße jener zum Voraus berechnen, die er wirklich genießt. Aber die Sache verhält sich wirklich anders: Nicht der Tugendhafteste muß am meisten leiden, so wie der Boshafteste nicht allemal der Glücklichste ist. Mancher wird schon hienieden für eine gute Handlung belohnt, und wie viele Bösewichte haben ihre Schandthaten am Pranger und auf dem Blutgerüste büßen müßen? Zwischen Tugend und Laster und zwischen Leiden und Genuß findet sich eine solche sonderbare Mischung vor, daß man einigermaßen in die Verwirrung wieder zurückfällt, aus welcher man sich mit der Hoffnung an eine, im umgekehrten Verhältnisse, vergeltende Zukunft heraus geholfen zu haben glaubte.

Einige Philosophen des Alterthums — die Stoiker — verließen also diesen Gedanken, und dachten, daß schon in dieser Welt der Grund des scheinbaren Misverhältnisses aufgesucht werden müße, ohne daß erforderlich sey, zu einer ewigen Zukunft seine Zuflucht zu nehmen. Sie setzten den Grundsatz fest, daß in der Ausübung der Tugend das höchste Gut (summum bonum) bestehe, und daß alle

äußere Mühseligkeiten unzureichend sind, das höchste Gut anzutasten: der Gerechte bleibt also ohngeachtet seiner Leiden der Glückseligste. —

Groß und erhaben scheint dieser Gedanke bey erster Ansicht zu seyn. — Der Mensch ist mit Sinnen ausgestattet, die sich nur nach angenehmen Empfindungen, nach Befriedigung lasterhaften Begierden sehnen: und ohne alle Rücksicht auf einen höchsten Gesetzgeber, der dem Menschen die Gränzlinie zwischen dem Guten und Bösen mit der Bedingung gezogen hat, daß er ewig glücklich oder unglücklich seyn wird, je nachdem er sich auf dieser oder jener Seite derselben hält, bekämpfet er nichts destoweniger seine Neigungen, überwindet sich selbst, unterdrückt in sich das Thier, und will bloß Mensch seyn, an dem alles Würde ist! —

Andere Philosophen, die politischen Moralisten, und vorzüglich die sogenannten Neufranken verlangen von dem Menschen tugendhafte Handlungen unter der Rücksicht, daß sie Aufopferungen zum Beßten unserer Mitmenschen sind, und behaupten, daß der Ersatz dafür in dem gesellschaftlichen Vertrage liege. Die Nothwendigkeit tugendhaft zu seyn, sagen sie, ist eine von den traurigen Nothwendigkeiten, die auf unsrer Schwäche beruhen. Nur weil

wir zu schwach sind, uns alle unsere Bedürfnisse selbst anzuschaffen, müssen wir mit andern einen Vertrag eingehen, wodurch wir einen Theil unserer Kräfte zu ihrem Beßten aufopfern; und in der unverbrüchlichen Beharrlichkeit bey dem schon geschlossenen oder wieder neuzuschließenden Vertrage besteht die Tugend.

An die Stoiker lassen sich folgende Fragen stellen: ob der Mensch auch an sich die Kraft besitze, dem höchsten Gut bey jeder Ausübung einen solchen Werth beyzulegen, daß er die Stimme der Begierden zum Stillschweigen bringen, und alle Gefühle der Sinnlichkeit unterdrücken könne? Ob nicht eine aus der Zukunft hergeleitete Kraft dieses bey dem Menschen bewirke, so oft es wirklich Statt hat, und ob bey denen, die nur ihre Vernunft und nicht Gott um Unterstützung flehen, jede Großmuth ein bloßes Scheinbild der Tugend und im Grunde wahre Leidenschaft sey? — Wenn Camillus die Einnahme von Falerei keiner Verrätherei zu verdanken haben wollte; wenn er die Stadt, durch Behaltung der vornehmsten Kinder aus derselben, zur Uebergabe hätte zwingen können, und sie wieder zurückschickt: war es wahre Großmuth, wie die Stoiker behaupten? gewiß nicht. Rom, dachte der Dik-

kator, ist tapfer, kann durch Tapferkeit allein vertheidigt werden, und muß durch Tapferkeit allein seine Feinde züchtigen, wenn es die Uebrigen von Beleidigungen abschrecken soll. Rom nützt eine Uebergabe durch Verätherey zu nichts. Eigenutz und Stolz dienten ihm also zum Beweggrunde, die anerbothene Verrätherey des Schulmeisters zu verwerfen. — Was gab dem Stoiker Cato von Utica das Schwerd in die Hand, womit er sich entleibt hat, als ein Privathaß gegen Cäsar?

Die Grundlosigkeit des Systems der politischen Moralisten ist noch weit angenscheinlicher. Es kann nur zu äußern Tugenden verpflichten, wie wir es gelegentlich gezeigt haben*); der Verpflichtungsgrund ist also unzureichend. Dann fühlet sich noch Jedermann versucht, einen heutigen Neufranken, der vor sechs Jahren predigte, daß keinen Bürger eine Aufopferung schmerzen soll, wenn sie zum Beßten des Staates entrichtet wird, ob diese patriotische Absicht ihn zum Handeln bestimmt haben möge, und in wie weit er selbst darauf Rücksicht genommen hat, als er, bey der Eintreibung der Nationalsteuern, zum, nach Billigkeit ge-

*) Sieh XI. Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik. I. Band.

messenen Ersatze seiner Mühe, seine Küsten dergestalt angefüllt hat, daß er nun mit einem asiatischen Luxus einher treten könne? Was brachte die patriotischen Geschenke am Anfange auf den Altar des Vaterlandes, als eine von wahnwitziger Begeisterung erzeugte Eitelkeit? und dann, warum ist eben dieser Geist der großmüthigen Aufopferungen schon seit so vielen Jahren in gänzlicher Erschlaffung? hat die Nation aufgehört Bedürfnisse zu haben, weil die Besitzungen vor einer Hand in die andere gefallen sind?

Es erhellet also, daß die Ungleichheit in Genüßen und Beraubungen, in Vergnügungen und Leiden nur in einer andern Welt geschlichtet werden könne; daß mit unserm Tode unser Leben nicht aufhöre, sondern daß nach demselben ein neues anfangen werde, in welchem sich überall Licht und Ordnung zeigen wird, wo hier nur Schatten und Unordnung herrscht, und in welchem der Gerechte nach seiner Gerechtigkeit belohnt, und er Lasterhafte nach seiner Bosheit bestraft werden wird. Gründe, welche aus der Religion geschöpft werden, können also allein den Menschen mitten unter den Widerwärtigkeiten dieses Lebens in voller Gemüthsruhe erhalten, und den Neid ersticken, den der

Anblick fremder Genüße und Besitzungen in seinem Herzen erregen möchte. —

Allein noch einen Zweifel läßt die Anschauung dieser Lage in meinem Geiste zurück. Müßen diese Trostgründe zu den Zeiten, in welchen wir leben, aus der geoffenbarten Religion nothwendiger Weise geschöpft werden, oder wäre die natürliche Religion hinreichend, dieß bey dem Menschen zu bewirken?

Wenn ich das Evangelium aufschlage, so falle ich auf tausend Stellen, wo Christus seinen Jüngern Verachtung gegen alle Mühseligkeiten des Lebens und gegen alle irrdischen Dinge einflößt; wo er ihnen vollkommene Selbstverlängnung predigt und sie aufmuntert mit Freude und ruhigem Geiste das Kreuz auf ihre Schultern zu nehmen und ihm nachzufolgen. — Die Welt wird sich erfreuen, sagt er zu ihnen, ihr aber werdet betrübt seyn. Glückselig sind die, welche weinen, und Verfolgung leiden. — Was die Welt nach ihren Begriffen als wahre Glückseligkeit ansieht, hält Christus für Unglück.

Die Folgen haben bewiesen, welche Wunder von Standhaftigkeit, von Gemüthsruhe in

den größten Schmerzen, von Liebe gegen seine Feinde in den grausamsten Verfolgungeu der Glaube an die Religion Christi hervorgebracht hat; ihre überaus wirksame Kraft in dieser Rücksicht ist also unverkenntlich, und nie wird die natürliche Religion dem Menschen einen solchen Muth einflößen, daß er die Marter und die grausamsten Verfolgungen als ein Glück ansehen wird.

Aber um die Schmerzen, welche die Folge unserer gebrechlichen Natur sind, mit Geduld zu ertragen; um in der Hilflosigkeit in der Beraubung von allen seinen Reichthümern und Besitzungen nicht ohne Trostgründe zu seyn; um über die grausamsten Verfolgungen eines widrigen Schicksals nicht in bittere Klagen auszubrechen und in eine Kleinmüthigkeit zu verfallen, wodurch man sich selbst und allen Menschen, mit denen man Umgang pflegt, zur Last wird; um Verachtung, Verspottung, Beschimpfungen und unverdiente Vorwürfe mit Standhaftigkeit aufzunehmen, ohne daß dabey das Herz gerührt nnd mit einem innern Schmerzen geplagt wird; um seinen Mitmenschen mit Kaltsinn, und ohne neidische Aufregungen sich zu den höchsten und einträglichsten Ehrenstellen erschwingen, durch reiche Erbschaf-

ten unermeßliche Schätze sammeln, alle seine Plane und Unternehmungen nach Wunsche ausführen zu sehen, da man alle seine Anschläge ungeachtet des unverdroßensten Fleißes in dem Hafen scheitern sehen muß... Dazu findet der Mensch hinreichende Gründe in der natürlichen Religion: diese giebt ihm die Mittel bey den heftigsten Anfällen eines widrigen Schicksals sein Gemüth aufrecht zu erhalten, da die Vernunft ihm dieselben versagt. Sie lehret ihn, wie er jedes Leiden, jeden Schmerz, jede Verfolgung in eine Tugend verwandeln, und dieselben sich zu Nutzen machen könne, da die, von der Stütze der Religion entblößte Vernunft, ihm nur eine scheinbare Standhaftigkeit beybringen kann, welche, wenn man sie näher prüft, wie viele Tugenden der Helden und Weisen des Heydenthums, bloße Leidenschaft ist. Sie steht ihm bey, damit er auf jenen Standpunkt gelange, wo er die Welt in ihrer wahren Wesenheit erblicket; wo der täuschende Schein, der sie umringt, verschwindet, und wo ihre Freuden und Genüße für Theaterverzierungen erkannt werden, deren Rückseite abscheulich ist.

VII.

Einfluß der Religion auf die Moral.

Um den Einfluß, welchen die Religion auf die Moral hat, genau bestimmen zu können, müssen wir uns den Menschen in einer Lage denken, die in Rücksicht auf seine wirkliche Seynsart und auf die gegenwärtige Welteinrichtung nicht möglich ist; wir müssen uns denselben vorstellen mit der Natur ausgestattet welche seine Wesenheit ausmachet, ohne bis auf die unendliche Ursache zu dringen, zu welcher er sich als Wirkung verhält; wir müssen in ihm jene Grundbegriffe voraussetzen, kraft deren er in seinen Handlungen einen Unterschied erkennt, und die einen gut heißt, da er die andern für böse hält; wir müssen ihn einerseits mit der Vernunft ausgerüstet betrachten, die ihm das Gute zu erkennen giebt, und ihn zugleich auf die Gründe hinweiset, die ihn zu dessen Ausübung bewegen und verpflichten,

und anderseits ihn mit Leidenschaften, mit Begierlichkeiten behaftet uns vorstellen, welche die Stimme und das Ansuchen der Vernunft ersticken, und ihn zu Handlungen reizen, die seinen Leidenschaften Befriedigung verschaffen, aber böse sind, weil sie jenen andern, zu denen seine Vernunft rathet, schnurgrad entgegengesetzt sind. — Nur deßwegen denken wir uns den Menschen in einer solchen, von Gott gänzlich unabhängigen Lage, um uns zu überzeugen, ob die Unmöglichkeit derselben nicht zum Theile darin liege, weil in solchem Falle die Moral, als ein Gesetz betrachtet, welches ihm Pflichten vorschreibt, kraftlos und unwirksam wäre, oder ob die Kraft und Wirksamkeit, welche wir darin etwa entdecken würden, nicht ein Beweis wäre, daß auch im Falle, wo wir den Menschen, wie viele Morallehrer es thun, ohne Verhältniß mit Gott betrachten, wir dessen Verbindung, ohne es zu merken, vorausgesetzt haben, und folglich daß alle Wirksamkeit der Moral dann von dem Einflusse der Religion auf dieselbe herstamme.

Es versteht sich von selbst, daß hier von Pflichten gegen Gott gar nicht geredet werden dürfe, weil diese natürlicher Weise auf dessen

Verehrung hinleiten, und folglich der wesentliche Inhalt der Religion sind.

Der Mensch ist, ein zur Gesellschaft mit seines Gleichen bestimmtes Geschöpf, wie ein inneres Gefühl es jedem sagt, und wie die natürlichen Bedürfnisse, ohne alle Beweise und ohne den Verstand auf erhabenere und würdigere Ursachen davon hinzuweisen, es uns noch deutlicher sagen; der erste Begriff, den man sich von einer solchen Gesellschaft machet, bringt nothwendiger Weise mit sich, daß die Glieder, aus welchen sie bestehen soll, mit gewissen Banden aneinander geknüpft werden müssen; daß es also von einem einzelnen Gliede nicht abhangen könne, diese Bande nach Willkühr, oder aus jedem andern Beweggrunde zu zerreißen, wenn daraus für die gesammte Gesellschaft ein Nachtheil entstehen könnte. Aus dieser Bedingung fließt also schon überhaupt für jeden Menschen eine Pflicht.

Pflicht ist die Nothwendigkeit, in welcher ein Mensch ist, etwas zu erfüllen, das seine Natur, seine Verhältnisse, und seine Bestimmung erfodern: es mag sich mit seinem besondern und eigenen Willen vertragen oder nicht; also auch im Falle, wo er das, von der Pflicht ihm vorgeschriebene, nicht erfüllen wollte,

würde die Pflicht nicht aufhören, für ihn Pflicht zu seyn, und er würde seiner Bestimmung entgegen handeln, wenn er sich anmaßete, trotz aller Vorschrift seinen eigenen Willen zu befolgen.

Daß aber der Mensch in tausend Fällen sich befinden könne, wo er lieber seinen besondern Willen vollziehen möchte, als die Pflicht erfüllen, läßt sich schon aus dem Daseyn des Guten und Bösen herleiten, zu dessen Erkenntniß wir die erfoderlichen Grundbegriffe in ihm vorausgesetzt haben. Denn wenn es nichts Böses gäbe, so würde auch der Mensch zu dessen Ausübung keine Neigung fühlen; und dann wäre jedes Gesetz, jede Pflicht ein überflüßiges Ding. — Der Mensch als ein blos geselliges Geschöpf betrachtet, hat also so wohl gegen die ganze Gesellschaft, — die Sammlung aller seines Gleichen — als gegen jedes Glied insbesondere, gewisse Pflichten zu erfüllen.

Hieraus entstehen nun folgende Fragen. Was den Menschen zur Erfüllung der Pflicht zwingen könne, wenn seine Neigungen ihn davon abzuweichen reizen? Wer die Bande der Gesellschaft geknüpft hat? Ob es von ohngefähr geschehen sey, oder ob die Natur des

Menschen selbst es mit sich bringe? — Die Vernunft, antworteten Einige, ist jenes selige Regulativ, welches dem Menschen das Gute und das Böse zu erkennen giebt, welches ihm die Nothwendigkeit fühlbar machet, das Erstere auszuüben und das Andere zu meiden. Woraus sich von selbst ergiebt, daß beydes erfüllet werden solle, wenn schon besondere Neigungen, Privatinteressen, Leidenschaften den Einzelnen reizen, sich nach deren Vorschriften nicht zu fügen. — Die Vernunft ist eine allen Menschen gemeine Fähigkeit, welche die Natur ihnen zur Führerin gegeben hat, deren Eingebungen man also folgen soll. Diese erstrecken sich auf die ganze Gesellschaft, und in der Allgemeinheit ihrer Vorschriften liegt auch der Grund, woraus für jeden Einzelnen die Pflicht entsteht. „Sie „sagt mir, schreibt der Verfasser von Hiero„cles *) daß alles das, was dem menschlichen „Geschlechte dauerhaft und beständig nützlich „ist, ein Gut, und daß alles das, was ent„weder in sich selbst oder nach seinen nothwen„digen Folgen der Gesellschaft schädlich ist, „ein wahres Uebel sey.... Da der Mensch „ein empfindsames und denkendes Wesen ist, „so wird er gezwungen, die Tugend zu lieben

*) Geschichte des Aberglaubens. Seite 239.

„und das Laster zu hassen. Er wird sich nie„mals in seinem Urtheile irren, es wäre dann, „daß Unwissenheit, Leidenschaften und Ueber„lung ihn hinderten, ruhig nachzudenken.“

Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß die Vernunft dem Menschen die Augen über manche seiner Pflichten, und vorzüglich über jene eröffne, welche auf die Gesellschaft sich beziehen; wenn seine Leidenschaften ihn zu deren Uebertretung oder Nichterfüllung reizen, machet sie ihm faßlich, daß er durch sein Verhalten den Sturz der Gesellschaft befördern würde, und daß sie nicht bestehen könnte, wenn jeder seiner Sinnlichkeit anstatt seiner Vernunft Gehör geben wollte, folglich daß jeder einzelne, mit dem gemeinen Beßten streitende, Wille diesem aufgeopfert werden solle. — Eine solche Vorstellung für sich und ohne alle Rücksichten betrachtet, hält aber der Mensch nicht für eine Pflicht, sondern höchstens für eine Konvenienz, eine Geziemtheit. — Der Mensch müßte ohne Leidenschaften seyn, wenn er nicht folgendermaßen bey sich selbst räsonnirte: „Was bekümmert mich das allgemeine Beßte? der Mensch „existirt für sich, bevor er für andere existirt; „was ihm nützlich und zuträglich ist, geht je„nem vor, das den Nutzen der ganzen Gesell-

„schaft befördert, und folglich wo dieser sich mit „dem meinigen nicht verträgt, ist billig, daß „ich dem meinigen über ihn den Vorzug gebe."

Dieß ist ein irriges Urtheil sagt der Verfasser v. H. Unwissenheit, Leidenschaften und Uebereilung haben einen solchen Menschen gehindert, ruhig nachzudenken. Was ist aber in solchem Falle zu thun? — Man soll ihm seinen Irrthum erkennlich machen, ihn aufklären, wird er antworten. — Aber wir haben vorausgesetzt, daß er in Rücksicht auf die gesammte Gesellschaft die Zweckwidrigkeit seines Verhaltens schon einsieht. Wozu also die Aufklärung? Dieß leuchtet ihm aber nicht ein, daß er um der Gesellschaft willen, sein Privatinteresse, dem gemeinen Beßten sein eigenes Beßte, aufopfern solle. — Wie kann ihm dieses begreiflich gemacht werden? Alle Räsonnements über die Verhältnisse des einzelnen Gliedes zur ganzen Gesellschaft, über die Allgemeinheit der Vorschriften der Vernunft, und über die, aus ihrer genauen und uneigennützigen Befolgung entstehende Harmonie wird er zwar schön und bündig finden; er wird ihre Schönheit so gar bewundern, wie er die erhabenen Gedanken des Dichters über die harmonische

Verbindung der Gegenstände der Natur, oder die Erklärungen des Physikers über den regelmäßigen Lauf der himmlischen Körper bewundert, aber nie wird er einen, für ihn daraus fließenden Verpflichtungsgrund, als Folge erkennen.

Der Mensch ist ein empfindsames und denkendes Wesen; er ist gezwungen, die Tugend zu lieben und das Laster zu hassen, sagt ferner der Verfasser v. H. — Weil der Mensch ein denkendes Wesen ist, so folget, daß er mit der Vernunft ausgerüstet sey. Diese lehrt ihn aber bloß, das Gute und Böse zu erkennen, und zeiget ihm etwa den Nutzen, der durch die Ausübung des Guten für die Gesellschaft entsprießt. (Man erinnere sich, daß wir hier die Vernunft ohne Rücksicht auf ihren Urheber betrachten, der ihren Wirkungskreis unendlich ausdehnt, und ihren bloß anschaulichen Eingebungen, durch Darstellung eines höhern Zieles, Kraft und Wirksamkeit beylegt) Die Vernunft vermag also höchstens den Menschen zur Bewunderung des Guten nicht aber zu dessen Ausübung zu zwingen.

Aber ganz unbegreiflich ist, wenn der Verfasser v. H. sagt: daß der Mensch gezwungen

werde, die Tugend zu lieben und das Laster zu hassen, weil er ein empfindsames Wesen ist. — Entweder redet er von einer physischen Empfindsamkeit, welche durch den Anblick mancher Gegenstände, als z. B. des Menschen-Elends rege wird; oder er versteht darunter jenes sittliche Gefühl, das in seinem Herzen Liebe zu einigen Handlungen erweckt, und das in demselben Abscheu vor andern erzeugt, die jenen entgegengesetzt sind. — Im ersten Falle erkenne ich nicht, wie eine solche Empfindsamkeit einen Verpflichtungsgrund, einen Zwang, in sich verwickeln solle; warum die, durch die Ansicht eines, in gänzlicher Hilflosigkeit schmachtenden Menschen, aufgeregte Empfindsamkeit mich zwingen soll, sein hartes Schicksal durch thätige Unterstützung zu lindern? Ein solcher Auftritt wäre zwar unserer Voraussetzung gemäß, für jene, die Mitgefühl haben, ein Beweggrund, aber keine Pflicht. Dann was würde den gefühllosen Geizigen, dessen Empfindsamkeit durch Menschenelend nicht rege wird, zu dessen Unterstützung verpflichten? — Zudem giebt es wohl viele solcher Pflichten, zu deren Erfüllung eine aufgeregte Empfindsamkeit erinnerte. Es ist also wahrscheinlich, daß der Verfasser v. H. unter dem

Worte Empfindsamkeit das sittliche Gefühl verstanden habe.

Allein dieses sittliche Gefühl, welches mehr unter der Benennung Gewissen bekannt ist, und dem Menschen in seinen moralischen Handlungen zur Richtschnur dient, wird deßwegen Gefühl genannt, weil nach jeder guten und tugendhaften Handlung er ein gewisses inneres Vergnügen, eine reine Zufriedenheit fühlet, da auf die Ausübung des Lasters Furcht und Aengstlichkeit folget. — Es ist aber in den Handlungen selbst nichts, das die Gefühle beyder Art erwecken kann. Was hat z. B. die Unzucht an sich und bloß als Handlung betrachtet mit der Aengstlichkeit gemeines. welche den Wohllüstling plaget? oder wie soll eine Münze, die ich dem Dürftigen reiche, ein Vergnügen in meiner Seele erwecken, wenn ich nicht bey allen sittlichen Handlungen auf ein Ziel hinblicke, welches ihnen eine Absicht beylegt, die über den Wirkungskreis der bloßen Vernunft weit hinausreichet? Das Gewissen kann also als Verpflichtungsgrund zu den moralischen Handlungen nur in so weit erkannt werden, als es seine Kraft und Wirksamkeit selbst von einer höhern Ursache entlehnt.

Was wir gleich am Anfange dieses Aufsatzes als bloße Möglichkeit geahnet haben, als wir uns den Menschen in einer von Gott gänzlich unabhängigen Lage dachten, um alle Kraft der Moral, die darin Statt haben könnte, aufzusuchen, treffen wir bey allen schon in wirklicher Erfüllung an, welche dem sittlichen Gefühle eine Macht einräumen, die auf die Handlungen der Menschen einen so ausgebreiteten Einfluß haben soll, daß es ihn zur Erfüllung der guten Bewege, da es ihn von den Bösen abschreckt. Schon das bloße Daseyn des Gefühls weiset auf eine gebiethende Ursache hin, die über die menschliche Vernunft weit erhaben seyn muß. Die Zufriedenheit, welche auf die Verrichtung des Guten folget, ist nichts anders als die Hoffnung eines Lohns, wodurch die Mühe reichlich vergolten wird, welche man überhaupt bey der Ausübung des Guten empfindet. Der tugendhafte Mensch muß in beständigem Kampfe mit seinen Leidenschaften, mit sich selbst seyn; jeden Streiter muntern die Tropheen des Sieges auf, und flößen ihm während des Kampfes Muth ein. In sofern diese Zufriedenheit uneigennützig ist, besteht sie im Bewußtseyn, seiner Bestimmung gemäß gehandelt zu haben; da aber diese Be-

stimmung mit der Belohnung der Tugend unzertrennlich verknüpfet ist, so kann jene ohne diese nicht gedacht werden.

Die Aengstlichkeit hingegen, welche die Folge des Lasters ist, und den Sünder in beständige Unruhe setzet, hat ihren Gegenstand nothwendiger Weise jenseits des Grabes. Der Bösewicht weiß wohl, daß er um seine Laster, wenn sie außer dem Wirkungskreis der gesellschaftlichen Macht sind, sich nicht zu bekümmern habe; Niemand kann ihn hienieden wegen heimlicher Ungerechtigkeiten, Schandthaten und so vieler lasterhaften Absichten strafen; die Furcht reicht also zum Leben hinaus, und ist ein offenbarer Beweis, daß er mit einem hohen, allwissenden und allmächtigen Wesen in Rücksicht auf die Sittlichkeit seiner Handlungen in Verbindung steht. Wer also die bloße Vernunft als einen zureichenden Verpflichtungsgund der Moral erkennen will, darf die Wirkung der sittlichen Empfindsamkeit des Gewissens, nicht als einen Beweggrund zum Guten, und ein, von Bösen abschreckendes, Princip anerkennen; sondern er muß beweisen, daß die Vernunft durch ihre Belehrung für alle Fälle hinreichend ist, den Menschen zum Handeln zu bewegen, oder ihn davon abzuhalten,

und dann, wenn er aus Unwissenheit gefehlt hat, ihn auf eine so nachdrückliche Art zurecht zu weisen, daß er sich mit ernsthaftem Willen vornehme, das Böse für die Zukunft nicht mehr zu thun.

Es läßt sich zwar die Möglichkeit begreifen, daß ein Mensch, der aus Unwissenheit gefehlt hat, wieder zurecht gewiesen werden könne, wenn seine Vernunft belehrt wird, aber wie ist der Mensch zurecht zu weisen, der aus Bosheit fehlet, und das Böse blos um des Bösen willen ausübt? — Wer ein noch so eifriger Anhänger der Meynung ist, daß das menschliche Geschlecht durch immer zunehmende Veredlung und stets fortschreitende Ausbildung, sogar in moralischer Rücksicht, zur Vollkommenheit von Tage zu Tage sich nähert, und daß mit der Vertreibung der Finsternisse und der Unwissenheit auch das Laster verbannt werden wird, muß eingestehen, daß sehr viel aus Bosheit und mit vorläufiger Kenntniß des Bösen gesündigt wird. Der Mensch, der Rache ausübt, der einen Diebstahl oder sonst eine handgreifliche Ungerechtigkeit begeht, kann äußerst selten wegen Unwissenheit entschuldigt werden. Oft wird das Böse, ohne Eigennutz, und nicht in der Absicht, das Vergnügen zu ge-

nießen, welches zuweilen das Laster begleitet, sondern blos um des Bösen willen begangen. — Bey solchen Sündern kann die geübteste Vernunft nichts ausrichten; alle Vorstellungen die man ihnen über den Widerspruch des Bösen mit den Absichten der Gesellschaft, mit der Würde der Menschen machet; alle aus der bloßen Vernunft hergeleitete Beweggründe, die man ihnen ans Herz leget; alle Beweisarten, mit welchen man ihren Verstand bestürmt, bleiben fruchtlos; sie sind für den boshaften Sünder wie Träume, deren Gegenstände unter den Luftschlössern und den chimärischen Bildern der Einbildungskraft wohnen. — Das Unvermögen der Vernunft bey diesen ist einleuchtend, und es muß nothwendiger Weise eine vergeltende Zukunft angenommen, und die Erkenntniß Gottes als des allgemeinen Richters aller menschlichen Handlungen vorausgesetzt werden, von dem alle Pflichten ausgehen, weil alle Menschen von ihm mit dem Daseyn auch eine Bestimmung erhalten haben, welche ihr Zweck ist, und zu dessen Erreichung ihr wirkliches Leben blos ein begränzter Zeitraum ist, während dessen es von ihrer Freyheit abhängt, die vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen oder nicht.

Da der Schöpfer das Ziel dieser Bestimmung, welche der Begriff von jeder Pflicht mit sich bringt, aus bloßer Güte dem Menschen vorgestellt hat, so wird begreiflich, warum er zu dessen Erreichung gewisse Bedingungen zu erfüllen hat. Diese Bedingungen sind die Pflichten. Der Verpflichtungsgrund ergiebt sich dann in diesem Falle von selbst: die Vernunft wird blos Mittel, welches dem Menschen hilft, ihn beleuchtet und belehret; das Gewissen wird sein Richter; das Vergnügen, mit welchem es ihn schon hienieden belohnt, muntert ihn auf zur Beständigkeit im Guten, so wie es ihm vor der Verharrung im Bösen abschreckt. Der Gedanke eines Gottes, der dem Menschen aus Güte eine so große und unermeßliche Belohnung für einen Kampf von kurzer Zeit verspricht, flößt ihm Ehrerbietigkeit und Verehrung gegen ihn ein; er erwecket in ihm Gefühle der Dankbarkeit und der Gegengenliebe, innigste Achtung gegen alle seine Gesetze, Ergebung in seinen heiligen Willen, und Anbethung aller seiner Vollkommenheiten, — er leitet ihn zur Religion. Die Religion ist dann die Quelle seiner Moralität; in ihr schöpfet er seine Pflichten, und er trachtet alle seine Handlungen mit jenem Geiste zu beseelen.

welcher der Geist der Religion selbst ist. In diesem Systeme bietet sich alles wechselweise die Hand, und der Mensch, der sich in einer beständigen Abhängigkeit mit Gott erkennet, sieht sich nie in der Gefahr, von einer grübelnden Vernunft, welche nur die Leidenschaften erzeugen, in ein Gewirre von Widersprüchen versenket zu werden, wo ununterbrochene Aengstlichkeiten und Sorgen für die Zukunft hienieden sein Loos sind.

VIII.

Verhältniß des moralischen Zustandes des Menschen in diesem Leben mit seinem zukünftigen Daseyn.

Erfahrung mehr als Vernunft lehret uns, daß der Mensch sich überhaupt nicht entschließt, Handlungen auszuüben, welche mit seinen Neigungen streiten, wenn er dafür nicht eine Belohnung hoffet, die ihm die Mühe vergilt, welche er bey Verrichtung derselben empfunden hat. — In dem gesellschaftlichen Leben sehen wir, daß alle Arbeiten, alle Geschäfte nnd beynahe alle Dienstleistungen auf einen Ersatz zwecken, womit man den Bedürfnissen des Lebens Genüge thun, oder seinen Hang nach Wohllust, Pracht und Aufwand befriedigen kann. Ich nehme hier nur jene wenigen Dienstleistungen aus, welche wahre Freundschaft zum Beweggrunde haben, oder als

Pflicht einer schuldigen Dankbarkeit entrichtet werden, ohne deßwegen die Meinung aufzugeben, daß man auch diese, wenn man sie etwas genauer prüfete, wie die übrigen auf eine, unter gewissen Rücksichten, eigennützige Absicht zurückbringen könnte.

Mit den moralischen Handlungen verhält es sich auf eine beynahe ähnliche Weise. Gott, als er dem Menschen seine Pflichten, theils in das Herz eingrub, und theils durch seinen Sohn, durch Christus, ankündigen ließ, versprach dem Menschen eine ewige Glückseligkeit, welche der Lohn für seine Tugend, die Krone für die Streite seyn wird, welche er mit seinen Neigungen zum Bösen hat liefern müßen.

Vergebens würde man dem Menschen mit den bündigsten Vernunftschlüssen beweisen, daß er wenigstens jene Pflichten erfüllen müsse, welche die Vernunft lehret; vergebens würde man seinen Verstand durch den Glanz einer zierlichen Beredsamkeit einnehmen, oder mit ihren donnernden und erschütternden Ausdrücken schrecken wollen, wenn man ihn nicht auch zugleich auf die Quelle zurückweiset, woraus die Kraft der Beweise selbst fließt: immer würde er seinem Hange folgen, und die schönen Beweisarten der Philosophen höchstens als

ein Produkt eines richtigen Verstandes bewundern, dessen Wirkung sich aber nicht bis auf ihn erstrecket, und nur in so weit in Erfüllung gebracht werden müßte, als er von Seiten seiner Mitmenschen auf eine Bewunderung Ansprüche machen wollte, die jener ähnlich ist, welche er den Lehren selbst schenkte, und also, in diesem Falle, auch der Lohn für seine Mühe wäre.

Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens, wo der Mensch das Ziel seiner Bestimmung erreichen soll, und wo er für die Erfüllung der Bedingungen, welche ihm der Schöpfer in diesem Leben vorgeschrieben hat, den Lohn erhalten wird, ist also der einzig wirksame Beweggrund der den Menschen zur Verrichtung seiner Pflichten antreibt. Diese süße und trostvolle Hoffnung muntert ihn in den harten Schicksalen dieses hinfälligen und gebrechlichen Lebens auf; sie flößt ihm immer frischen Muth ein, damit er stets mit neuem Eifer seiner sittlichen Vervollkommnung entgegenschreite, und nicht in eine Kleinmüthigkeit verfalle, welche ihm alle Thätigkeit benähme oder gar ihn des Lebens überdrüßig machen würde; sie ist für ihn eine Art von Vorgeschmack jener ewigen Glückseligkeit, nach welcher er sich im Grunde seh=

net, die das Ziel seiner ganzen Strebsamkeit und der eigentliche Lohn seiner Bemühungen ist.

Aus dieser Darstellung der Lage des Menschen in Hinsicht auf sein zukünftiges Leben erhellet, daß, wenn wir auch blos die Vernunft zu Rathe ziehen, nur in diesem Leben jene Bedingungen erfüllet werden können, welche die erwähnte ewige Glückseligkeit zum Ziele haben; und daß der Tod eigentlich jener Zeitpunkt ist, wo alle Verdienst in dieser Hinsicht aufhöret. Eben der Trieb zu einer gränzenlosen Glückseligkeit, den jeder Mensch fühlet, und der folglich von dem Urheber der Natur herstammt, beweiset, daß ein Leben, wo er nicht befriediget werden kann, eigentlich nur ein Vorleben seyn muß, wenn ich so reden darf; dann daß die Pflichten, welche er zu Erreichung seiner Glückseligkeit als Bedingung zu erfüllen hat, in eben diesem Vorleben schon verrichtet werden müssen.

Diese Wahrheit leuchtet nicht allen moralischen Schriftstellern ein. — Wenn man sich hierüber blos an eine Vernunft hält, die alles nach menschlichen Verträgen, Versprechen und Belohnungen zu beurtheilen gewohnt ist, so hat man freilich Mühe, sich überzeugt zu halten,

daß ein Gott, von welchem man doch weiß, daß er unendlich gut ist, den, ohnehin so schwachen und zum Bösen so geneigten Menschen, der ewigen Glückseligkeit verlustig machen solle, wenn er die, zu dessen Erlangung vorgeschriebenen Bedingungen, in diesem Leben noch nicht erfüllet hat. Von den ewigen Strafen, die er in diesen Falle verdient, nicht zu gedenken, denn diesen Punkt übergehen sie mit tiefem Stillschweigen.

Hr. Pölitz erkläret sich über diesen Punkt auf folgende Weise. *) „Welche Anstalten „jenseits (im zukünftigen Leben) die Vor„sehung gemacht, welche Mittel sie in die Rei„he der Dinge gelegt haben werde, um die „Rückkehr der Irrenden möglich zu machen, „müßen wir hienieden ganz überlassen; wie „dürfen aber diese Hoffnung nicht aufgeben, „da schon hier so viele Mittel und Anstalten „getroffen sind, den irrenden Menschen zu sei„ner Bestimmung zurückzuführen.“

Hr. Pölitz gesteht, daß der Mensch nicht im Stande ist, sich einen Begriff von jenen Anstalten und Mitteln zu machen, durch welche die Vorsehung dem Sünder, auch noch in der andern Welt, die Bekehrung möglich ma-

*) Populäre Moral des Christenthums. Seite 227.

chen soll. Diese Unwissenheit allein ist aber schon ein ziemlich kräftiger Beweis des Nichtdaseyns solcher Anstalten und Mittel. — Gott, der dem Menschen zur Belohnung seiner Tugend die ewige Glückseligkeit versprochen hatte, müßte ihm also auch ausdrücklich erklärt haben, daß in dem zukünftigen Leben er noch Zeit habe, die zu deren Erlangung vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen. Wer weiß aber etwas von einer solchen Erklärung? — Haben wir nicht sowohl im alten als im neuen Testamente ausdrückliche Erklärungen des Gegentheils? — Wenn auch die Anstalten und Mittel, wovon Hr. P. redet, Grund hätten, so könnte doch kein Mensch, eben weil ihm eine solche Erklärung nicht gemacht worden ist, sich darauf vernünftiger Weise verlassen, weil er sich wenigstens der Gefahr aussetzete, aus Vermessenheit und grundloser Präsumption, um eines kurzen Vergnügens willen, eine ewige Glückseligkeit zu verscherzen.

Läßt sich aber von der Güte Gottes, von seiner weisen Vorsehung denken, daß er den Menschen in einer Ungewißheit gelassen habe, die ihm so nachtheilig werden könnte, und die, wie wir bald sehen werden, das Laster so sehr begünstigte? Man vergleiche diese Ungewiß-

heit nicht mit jener, die ihn in der Unwissenheit läßt, ob er des Hasses oder der Liebe würdig sey. Diese ist ihm zur Erreichung seines Zieles beförderlich; sie erhält ihn in einer steten Furcht, in einer beständigen Wachsamkeit auf sich selbst, und auf seine Sinne, die den Furchtlosen und Unwachsamen täuschen und zum Bösen verleiten; folglich ist diese eine nützliche und heilsame Unwissenheit.

Die Andere hingegen, in welcher der Mensch seyn sollte, ob er im zukünftigen Leben nicht noch jene ewige Glückseligkeit erlangen könnte, die er in diesem, wegen seiner Sünden nicht verdient hat, wäre die Quelle aller Laster. Da der Mensch einen heftigen Hang zum Bösen fühlet, so befriediget er ihn allemal, wenn nicht gewisse und keiner Ausnahme fähige Beweggründe ihn davon abhalten; so lange ihm die geringste Aussicht von Hoffnung überbleibt, stützet er sich auf dieselbe, und folget der Neigung, mit welcher sie sich nach möglichen Angaben verträgt. Wie wahr diese Behauptung sey, lehret uns die Erfahrung: denn, obgleich die Hoffnung, im zukünftigen Leben das Böse wieder gut zu machen, das man in diesem ausgeübt hat, nicht eines allgemeinen Glaubens ist, und beynahe alle Menschen überzengt sind, daß

mit dem Tode all Verdienst aufhören werde, so lassen sich doch nur wenige durch die Gewißheit des Verlustes der ewigen Glückseligkeit schrecken, wenn sie nicht, bevor sie dieses Leben schließen, die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen. Was würde dann geschehen, wenn nach diesem Leben noch eine Hoffnung überbliebe?

Da der Mensch überhaupt geneigt ist, das Gegenwärtige zu genießen, und das geringste Vergnügen, in dessen Genuße er wirklich treten kann, einem weit Größern immer vorzuziehen, das man ihm nur in der Ferne zeigt, besonders wenn ihm dabey die Hoffnung bleibt, durch die Entsagung einem eben auch geringen Vergnügen das Entfernte erkaufen zu können: so wird er immer seine Neigung befriedigen. Durch die Hoffnung, mit welcher H. P. die Sünder tröstet, öffnet er also dem Laster Thüre und Thor.

Zudem verwickelt seine Meynung einen offenbaren und auffallenden Widerspruch in sich. Wenn der Mensch, der in diesem Leben immer nur sein Vergnügen suchte; der alle Erinnerung an Pflichten, die seinem Hange entgegenstunden, und ihn in seinem Genuße störten, so gleich ausschlug; der kein anders Gesetz als sei-

nen Willen anerkannte, und sich stets bestrebte, allen seinen Forderungen nach Möglichkeit Genüge zu leisten: — wenn ein solcher Mensch noch zur ewigen Glückseligkeit, nach dem Ende des sinnlichen Lebens, gelangen könnte, so wäre er ja weit glücklicher als jener andere, der um diese zu erkaufen, sich alles sinnlichen Vergnügens beraubte; der alle seine Pflichten ohne Unterschied zu erfüllen sich bemühte, wenn sie seinen Neigungen noch so sehr zuwider waren, und der stets seinen eigenen Willen verläugnete, um jenen des ewigen Gesetzgebers zu erfüllen. Wie wäre eine solche Voraussetzung mit der Gerechtigkeit Gottes zu vereinbaren, der jedem nach seinen Werken zurückgeben wird?

Die erste Einwendung, daß die Hoffnung, im zukünftigen Leben noch die ewige Glückseligkeit verdienen zu können, eine Quelle der Laster wäre, sah Hr. P. vor, und wälzet sie von sich auf folgende Weise: „Man glaube auch nicht, „daß durch diese Ansicht der göttlichen Gerechrechtigkeit den Sünden und Lastern das „Wort geredet, oder dem Lasterhaften und „Ausschweifenden die Bekehrung erleichtert „werde. Wir stoßen hier auf zwey Hauptpunkte, die sich diesem Einwurf entgegen

„setzen lassen. Einmal muß es dem Men-
„schen, der sich an gewiße Ausschweifungen
„durch öftere Wiederholung gewohnt hatte,
„äußerst schwer fallen, sie ganz zu verlassen,
„und auf einmal aufzugeben; sollte ihm daher
„auch dann noch, wenn er den guten und
„edlen Entschluß der Rückkehr in sich nähret,
„der Weg ganz verschlossen, und die Mittel
„ihm versagt oder doch unendlich erschwert
„werden, so würde er lieber, durch Reize des
„Lasters angezogen, zu ihm zurückkehren, und
„seine Besserung auf immer unmöglich sein.
„Und dann, wer würde es wohl zu behaupten
„wagen, daß, wenn auch dieser Mensch
„zurückkehrt zur Tugend, er gleichen Grad
„der Seligkeit und Belohnung empfangen
„werde, mit dem, der nimmer fiel, und
„vor ihm also doch weit schneller und leich-
„ter dem Ziele entgegengegangen sein mußte?
„Oder wollten wir eifersüchtig und neidisch da-
„rauf sein, daß Gott auch ihn, wenn er sich
„bessert, beglücken will? da er eben so gut
„sein Geschöpf und mit gleichen Anlagen und
„Rechten ausgeschmückt von ihm ward? Woll-
„ten wir so vermessen sein, und nach dem
„Maaßstabe unserer Leidenschaften ein solches
„Verhältniß der Gottheit, die doch nie auf-

„hört Vater der Menschheit zu sein, zu dem „Verirrten jenseits des Grabes annehmen?“

Der erste Grund, auf welchen H. P. die Möglichkeit der Bekehrung im zukünftigen Leben stützet, besteht also in der äußerst großen Schwierigkeit, die der, an gewisse Ausschweifungen durch öftere Wiederholung gewöhnte Mensch fühlen muß, wenn er einst an seiner Bekehrung arbeiten wird. Allein wie gering wäre dennoch diese Schwierigkeit, wenn man sie mit der Glückseligkeit vergleicht, die er dadurch erkaufen wollte. Der Mensch, der einen heftigen Wunsch nach einem Ziele heget, achtet keine Mühe, um es zu erreichen; die Mühe schrecket ihn nur dann ab, wenn der Gegenstand, den er erreichen soll, für ihn keine große Reizen, wie die ewige Glückseligkeit für den Sünder, hat. — Hier setzen wir aber den Fall, daß der Sünder seines Lebenswandels nie überdrüßig geworden ist, sondern aus welcher Ursache es auch immer geschehen sey, für eine ewige und übersinnliche Glückseligkeit auch Gefühl zu haben anfängt; er wird gewiß, um diese auch zu erreichen, die Mühe nicht scheuen, welche er bey seiner Bekehrung fühlen sollte. Es bleibe ihm also immer der obenerwähnte Vortheil über den Tugendhaften. Und dann

wenn auch die Schwierigkeit, sich im andern Leben zu bekehren, so groß wäre, wie es Hr. P. meynt, wäre sie eine verhältnißmäßige Strafe für die vorhergehenden Sünden?

Seine Meinung verwickelt noch eine andere auffallende Ungereimtheit in sich. Damit im zukünftigen Leben die erwähnte Schwierigkeit, Statt haben könnte, müßte auch der Mensch seine Sinnlichkeit mit sich in die andere Welt bringen. Denn nur der Hang zum Bösen erschweret dem Menschen die Ausübung des Guten: wie kann aber dieser Hang in einem Zustande Statt haben, wo keiner der Gegenstände seyn wird, die ihn reizen, und nach welchen er sich neiget? Eine solche Voraussetzung taugte in Mahumed's Religion, wo die ewige Glückseligkeit eine blos sinnliche Glückseligkeit ist, die nicht in ihrer Natur, sondern nur in ihrem Maaße, von den wirklichen sinnlichen Vergnügen unterschieden wird. Mit welchem Grunde behauptet dann H. P. daß, im Falle dem Menschen im andern Leben der Weg zur Rückkehr verschlossen würde, „er lieber „durch Reize des Lasters angezogen, zu ihm zu„rückkehren, und seine Besserung auf immer un„möglich sein würde?“ glaubt er dann, daß der Mensch jenseits des Grabes noch eigentliche

Laster ausüben könne, und daß sie für ihn Reizen haben, das ist, ein Vergnügen verschaffen, wenn er sie ausübet? Wie können diese niedrigen Begriffe mit der erhabenen Bestimmung des Menschen, die er zuweilen selbst in seinen Werken äußert, sich vertragen?

Der andere Grund, auf welchen H. P. seine Meynung stützet, beweiset so wenig als der erstere die Möglichkeit, noch in der andern Welt die ewige Glückseligkeit zu verdienen. — In dem Unterschiede des Grades der Seligkeit und der Belohnung liegt keine hinlängliche Vergeltung des Unterschieds, der zwischen der Tugend und dem Laster herrschet. Die Glückseligkeit des zukünftigen Lebens ist in jedem Falle ewig und unbegränzt, folglich entspricht sie allen Wünschen des Menschen. Ungleiche Grade in der Seligkeit und Belohnung können also nur für ungleiche Grade in der Tugend und im Verdienste Statt haben. Dann bleibe die Hauptfrage immer noch unbeantwortet: ob in der andern Welt die Rückkehr zur Tugend noch möglich sey? und ich sehe nicht, wie diese Möglichkeit aus den ungleichen Graden der Belohnung hergeleitet werden könne.

Eben so wenig ist begreiflich, warum jene, welche nicht, wie er, an die ebenerwähnte

Möglichkeit glauben, der Eifersucht und des Neides beschuldiget werden können. Hier, wie überall, betrachtet Hr. P. die ewige Glückseligkeit aus einem ganz falschen Gesichtspunkte; er berechnet sie nach dem Vergnügen, welches hienieden aus der Befriedigung des Hanges nach Wohllust entsteht, und welches er für die Glückseligkeit in dieser Welt hält, wobey freilich der ausschließliche Genuß eine wesentliche Eigenschaft ist. Reichthümer, hohe Würden, sinnliche Vergnügungen verlieren von ihren Reizen, wenn sie Nebengenüßer haben, weil dadurch die Bewunderung, die Ehre, oder eigentlicher die Eifersucht anderer, die nicht so glücklich sind, getheilt wird, und weil man es auch für eine Glückseligkeit, für einen Genuß rechnet, bewundert, gelobt, und eine große Zahl ohnmächtiger Beneider zu haben.

Wie können aber diese menschlichen Schwachheiten sich auf eine ewige Glückseligkeit beziehen, die an sich alle Wünsche erfüllet, die von fremder Bewunderung und von fremdem Lobe ganz unabhängig ist, und folglich von eifersüchtigen Beneidern, die sie etwa rauben könnten, nicht gestört werden kann. Wenn sie eines fremden Zuwachses empfänglich wäre, so wür-

de sie vielmehr sich vergrößern, je größer die Anzahl der Glücklichen würde, gleichwie bey dem Menschen, der eine angenehme Bothschaft erhält, oder sonst auf eine Weise beglückt wird, seine Freude zunimmt, je mehrere Freunde ihm Glück wünschen und daran Theil nehmen.

Wenn also H. P. behauptet, daß „die „Barmherzigkeit Gottes in dem Ver„hältnisse eines höchsten Wesens zu den ver„nünftig sinnlichen Wesen besteht, wo er auch „an den niedrigsten Graden der Tugend, an „den schwachesten Versuchen des Menschen „der Vollkommenheit entgegen zu gehen, „Wohlgefallen hat, und ohne seinen Vater„blick von ihren Schwächen und Unvollkom„menheiten abzuwenden, ihnen immer die Be„weise seiner Liebe und Güte empfinden läßt:“ so kann diese Erklärung nur für dieses Leben Statt haben, weil Gott mit dem Menschen nur während dieses Lebens in diesem Verhältnisse steht.

Die Hauptursache, warum er so eifrig fur die Möglichkeit der Besserung im zukünftigen Leben streitet, wenn sie in diesem Leben nicht Statt hatte, liegt in seinem, ihm eigenen Systeme, alles in der Welt auf ein einziges Princip zurückzuführen. Er behauptet, daß das

menschliche Geschlecht von dem Anbeginne seines Daseyns durch stufenweise Ausbildung sich einer größern Vollkommenheit stets nähere; daß die Vollkommenheit, welche seinem Systeme gemäß in dem höchsten Grade der Ausbildung besteht, das einzige Ziel des Menschen seyn solle, und daß, die Glückseligkeit, nach welcher er einen heftigen Trieb fühlet, eben diese mehr oder weniger gebildete Vollkommenheit sey.

Da aber, wie Jedermann sehen kann, diese Vollkommenheit diesseits des Grabes nicht erreicht werden kann, so läßt er sie über das Grab schreiten, und jenseits desselben ihren angefangenen Gang fortsetzen. Für den Sünder, der in seiner Vollkommenheit noch so wenige Fortschritte gemacht hat, müssen also von der Vorsehung Anstalten gemacht, und Mittel in die Reihe der Dinge gelegt worden seyn, um die Rückkehr der Irrenden möglich zu machen, und ihnen den Weg nicht zu verschließen, wenn das Bild des vorigen Lebens in ihnen aufsteigt, sich ihrem Ziele zu nähern...!

IX.

Ueber den Luxus und dessen Verhältniß zur Sittlichkeit und zur Gesellschaft.

Man giebt dem Worte Luxus bald einen ausgedehntern, bald einen eingeschränktern Sinn, je nachdem man dadurch seine Wirkungen auf die ganze Gesellschaft, oder bloß auf einzelne Glieder derselben bezeichnen will. Auch in diesen beyden Fällen, wenn sie schon von einander wohl unterschieden werden, hat Luxus bald diesen, bald jenen Sinn. — Wir nehmen dieses Wort, wie die moralischen Politiker unserer Zeit, in seinem ausgedehntesten Verstande, und verstehen darunter den Gebrauch der Reichthümer zum Aufwande und zur Befriedigung künstlicher Bedürfnisse. — Bevor wir aber dessen Einfluß auf die Gesellschaft und die Sittlichdeit aufsuchen, wollen wir den Begriff,

den wir mit dem Worte Luxus verbinden, näher bestimmen und mehr auseinander setzen.

Der Stolz, den jeder Mensch, wie alle übrigen Leidenschaften, mit sich auf die Welt bringt, erweckt in ihm einen gewissen Trieb, sich durch Pracht und Bequemlichkeit auszuzeichnen; er meynt, mit einer solchen Auszeichnung sey ein gewißes Verdienst verbunden, und deßwegen tritt er mit aufgeregtem Haupte einher, und erfodert auf eine stillschweigende Weise von seinen Mitmenschen, denen die Mittel ermangeln, eben so, wie er, sich auszuzeichnen, eine gewisse Verehrung. — Dieß ist Aufwand.

Zur Pracht und Bequemlichkeit werden Mittel erfordert, die der Mann, der großen Aufwand machet, sich selbst nicht verschaffen kann; er brauchet andere Menschen, die sie ihm durch ihren Kunstfleiß verfertigen. — Der Aufwand bringt also Bedürfnisse mit sich.

Die Bedürfnisse des Aufwandes werden künstlich genannt, um sie von den natürlichen zu unterscheiden. Diese sind unentbehrlich; unsere Natur erheischet sie: dergleichen sind Essen, Trinken, Kleidung, Obdach u. a. Jene sind Erfindungen der Kunst und

können entbehrt werden: hierunter gehören ausgesuchte Gerichte, gebrannte Getränke, kostbare Kleidungen, verzierte und bequeme Wohnungen u. s. f.

Die heutigen Politiker behaupten beynahe einstimmig, daß der Luxus, der im Aufwande und in der Befriedigung künstlicher Bedürfnisse besteht, der Gesellschaft und dem Staate sehr nützlich sey, weil er, sagen sie, den Kunstfleiß aufwecket, Künste und Wissenschaften aufmuntert und emporschwingt, das Geld in stetem Umlaufe erhält, die Städte bevölkert und einer Menge Künstler und Handwerker die Nahrung verschafft.

Der Luxus erweckt den Kunstfleiß; aber ist er die einzige Triebfeder, die ihn in Bewegung bringt, und giebter ihm eine Richtung, die das Wohl der Staaten befördert, ohne der Sittlichkeit zu schaden? — Der Kunstfleiß kann zweyerley Gegenstände haben. Entweder hat er zur Absicht, die Mittel zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse und einer der Gesundheit gedeihlichen Bequemlichkeit zu verschaffen, oder er beschäftiget sich mit Verfertigung solcher Dinge, die auf eitle und unhaltbare Verzierungen zwecken, welche einer unmäßigen Prachtsucht schmeicheln, oder er er=

findet überflüßige Bequemlichkeiten, welche die Wohllust erwecken. Zum Kunstfleiße der ersten Art gehören alle Künste und Wissenschaften, welche den Ackerbau und die Viehzucht vervollvollkommen, die nützlichen Pflanzarten zu erkennen geben, und die Mittel entdecken, deren Ertrag auf das möglichste zu vermehren; — welche die Verhältnisse der Ortschaften und Länder durch öffentliche Anstalten vereinfachen; den Handel zwischen ihnen in Rücksicht auf die ersten Bedürfnisse befördern, und die Manufakturen, Fabriken und andere dergleichen öffentliche Einrichtungen verbessern; — welche der Gesellschaft Ruhe, Sicherheit der Personen, des Eigenthums und einen ewigen Frieden verschaffen.

Die Künste, welche die Industrie der andern Art emporbringen, sind jene, welche bloß die Prachtlust der Reichen zu befriedigen suchen; — welche Arbeiten verfertigen, die unter allen Rücksichten entbehrlich sind; — welche eitle Verzierungen ersinnen; und dieselben bald nach ihrer Erscheinung durch andere eben so eitle wieder außer Schwang bringen; — welche Bequemlichkeiten ausfindig machen, die nicht das menschliche Leben sondern bloß die Wohllust erheischet.

Künste, welche sich mit Gegenständen einer Prachtsucht beschäftigen, die beständig sich nach Neuem sehnet, und jedes alte verabscheuet, wenn ihm auch keine andere Eigenschaft, als blos jene der Neuheit abgeht, können unmöglich vorwärts schreiten, und sich eigentlich vervollkommnen. Das Schöne ist einfach, und in seinem Wesen unwandelbar; unmäßige, und nach Willkühr abgeänderte Verzierungen entstellen es und benehmen ihm die Schönheit und die Reizen; der Künstler, der die Werke seiner Kunst nach den Kaprizen der Prachtsucht formen muß, der sie immer mit neuen und auffallenden Zierungen überladet, wird seinen Geschmack verschlimmern, statt ihn zu verbessern. Der Luxus hat also auf die Künste, als solche betrachtet, einen sehr schädlichen Einfluß.

Die Erfahrung liefert häufige Belege von dieser Behauptung. Man vergleiche die Werke der Künste der vorhergehenden Jahrhunderte mit jenen, welche unsere Tage hervorgebracht haben, und man wird finden, daß sie in eben dem Verhältnisse in Abnahme verfallen sind, in welchem der Luxus zugenommen hat.

Der Luxus erhält das Geld im Umlaufe: — aber wenn unsere Sitten einfacher wären, würde es deßwegen in den Kü=

sten verschlossen bleiben? Dann wäre in diesem Falle zum gesellschaftlichen Verkehre eine weit geringere Masse Geldes nothwendig, weil auch die Zahl der Bedürfnisse geringer wäre. Der Geldumlauf, welcher die Folge des Luxus ist, ist eben auch die Folge des Falles einer zahllosen Menge Häuser, die der Luxus erschöpft, und in die Bedürftigkeit gestürzt hat.

Der Luxus bevölkert die Städte: — aber er entvölkert das Land. Er zieht aus demselben eine Menge Leute, welche die Bedürfnisse der Reichen in den großen Städten zu befriedigen helfen; er vermehrt, oft für eine sehr kurze Zeit, die Zahl der Arbeiter, welche er dann brodlos läßt, wenn ihre Arbeiten außer Mode werden; er reihet ein zahlloses Gefolge um ehrsüchtige Männer her, die sich durch ihre Ränke zu erschwingen gewußt haben, und mit einem empörenden Aufwande das Eigenthum ihrer Gläubiger verschwenden. Je nachdem die, den Luxus befriedigenden, Künste empor kommen, wird der Ackerbau vernachläßigt; der Landmann wird verachtet, und mit unmäßigen Steuern gedrukt, die der Aufwand in den Städten erheischet. Die Söhne der Bauern, welche durch reiche Besitzungen in der Hütte ihrer Väter nicht zurückgehalten werden,

um nicht ein mühseliges Leben zwischen der Arbeit und dem Hunger zu führen, eilen in die Stadt, wo sie in größerer Bequemlichkeit bessere Speisen genießen, und auch, durch eine Art von Zurückprellung, der Pracht des Herrn theilhaftig werden, dessen Tritten sie nachgehen. Da die Quellen, aus welchen diese Klasse der gesellschaftlichen Glieder, schöpfet wechselweise entweder häufig fließen oder sich gar verstopfen, so geschieht, daß oft die Straßen mit brodlosen Menschen bedecket werden, die bald das Handwerk des Bettlers, bald jenes des Diebs treiben, und endlich in dem äußersten Elende oder am Galgen ihrem Leben ein Ende machen. Dieß sind die Wirkungen der augenblicklichen Bevölkerung, welche der Luxus in großen Städten zu Stande bringt.

Durch die Sittenlosigkeit, welche die nothwendige Folge des Luxus ist, wie man bald sehen wird, werden die Städte wieder entvölkert, so daß der Ersatz, den die Politiker für den Verlust des Landes angeben, nicht Statt hat.

Der Luxus ernährt eine Menge Künstler und Arbeiter: — aber nur so lange sie durch ihre Arbeiten die unbeständigen und immer nur Neuheit suchenden Begierden

der Prachtsucht zu befriedigen wissen. Jeder Tag bringt dem Arbeiter seinen Lohn, der, so zu sagen, mit dem Tage aufgeht; ermangelt ihm also die Arbeit eigentlich nur einen Tag, so sitzt er im Elende. Wenn also der Luxus für die arbeitende Klasse in den Städten einerseits eine Nahrungsquelle ist, so ist er anderseits die Hauptursache des Elends und der großen Menge blodloser Leute, die in den Winkeln der Städte aufeinandergehäuft wohnen. „Der Luxus, sagt Rousseau, mag unter „einigen Rücksichten nothwendig seyn, um den „Armen Brod zu verschaffen; wenn aber kein „Luxus wäre, so gebe es auch keine Armen.“

Nachdem wir nun den Luxus unter dem politischen Gesichtspunkte, in so weit unsere Absicht es erforderte, betrachtet haben, wollen wir ihn mit einem moralischen Auge ansehen.

Die Natur hat den Menschen mit Bedürfnissen versehen, die er befriedigen muß, wenn er das Leben, welches ihm der Schöpfer gegeben hat, erhalten will. Sie reicht ihm aber auch zugleich die Stoffe zu den Mitteln dar, welche seine Bedürfnisse erheischen. Die Erde bringt ihm Nahrung im Ueberfluße hervor; sie ernährt auch zugleich die Thiere, die ihm eine Nahrung von einer andern Art verschaffen;

aus der Erde wachsen die Materialien, woraus er sich Wohnungen bauen, sich gegen das Ungestümme der Luft schützen, Kleidungen verfertigen und tausend andere Dinge verarbeiten kann, welche sein gesellschaftliches Leben nothwendig gemacht hat. — Die Erde würde aber ihre Früchte dem Menschen zum größten Theile versagen, wenn er durch Anbau und Bearbeitung dieselben von ihr nicht einigermaßen abzwänge, und jene, welche sie roh und ungestaltet hervorbringt, durch Zubereitung und Umbildung nach seinen Bedürfnissen umformte. Daher hat der Schöpfer ihn mit verschiedenen Fähigkeiten und mit einem Erfindungsgeiste versehen, damit er durch seine Kunst der Natur gleichsam an die Hand gehen könne.

So lange also der Mensch die Produkte der Natur nur in so weit gebrauchet, und mit seiner Kunst verschiedentlich verfertiget, als seine natürlichen Bedürfnisse, so wie jene, welche das gesellschaftliche Leben unentbehrlich gemacht, und zu den natürlichen gereihet hat, es erfodern, handelt er den Absichten des Schöpfers gemäß. Bedient er sich aber derselben zur Befriedigung seiner Leidenschaften, die er sich zu künstlichen Bedürfnissen gemacht hat, so handelt er diesen heiligen Absichten

entgegen, und bahnet, sich und andern, einen Weg zur Sittenlosigkeit. — Wenn Misbrauch nicht ein Unding ist, so hat er gewiß allemal da Statt, wo er die Ausschweifungen der Sitten begünstiget. —

Der Prachtsüchtige, der in einem auffallenden Aufwande einher tritt, hat nicht den bloßen Genuß seiner Reichthümer zur Hauptabsicht; er will sich über seine Mitbürger auszeichnen, und vor ihnen geehrt und bewundert werden; er misbrauchet also seinen Reichthum und durch die Verschwendung desselben, die Produkte der Natur. So wie er einige seiner Begierden befriediget, entstehen in ihm wieder tausend andere, und dann wird er zu neuen Misbräuchen, zu neuen Verschwendungen, verleitet. — Er lebt unter Menschen, die, wie er, gleichen Reichthum besitzen, und, wie er, gleiche Begierden hegen, welche sie befriedigen wollen; hieraus entsteht Neid und Eifersucht. Jeder will sich über den andern auszeichnen; er will die Verehrung und die Bewunderung der geringern Klassen in größerer Menge einärndten; man verschwendet also in die Wette, und wenn das eigene Vermögen erschöpft ist, verschwendet man noch jenes seiner Gläubiger, die in der Hoffnung, es mit

Wucher zu vermehren, dem Prachtsüchtigen dasselbe geliehen haben.

Mit der Zahl der Begierden wächst auch die Zahl der künstlichen Bedürfnisse, zu deren Befriedigung immer größere Unkosten erfordert werden. Das eigene Vermögen ist dazu nicht mehr hinreichend, durch den stets zunehmenden Aufwand, dessen Misverhältniß mit den Vermögensumständen die Gläubiger wohl einsehen, hat man bey ihnen alles Zutrauen, allen Kredit verloren. Verborgene Ränke, schändliche Listgewebe, heimliche Ungerechtigkeiten, ausgekünstelte Diebstähle, und tausend andere solcher Mittel einer leidenschaftlichen Bedürftigkeit sind dann die Hilfsquellen, aus welchen man schöpfet, um die immer zunehmenden Unkosten zu bestreiten, welche die Lebensart des Prachtsüchtigen nothwendig machet.

Es läßt sich leicht begreifen, wie bey solchen Menschen alles Mitgefühl gegen die leidende und oft im äußersten Elende schmachtende Menschheit gänzlich erlöschen muß. Die Thränen des Bedürftigen Vermögen ein Herz nicht zu erweichen, das von dem Durste nach Gold geplagt wird. Der Prachtsüchtige, dem die Mittel zur Ersättigung seiner unmäßigen Begierden eben so oft entgehen, als jene dem

Armen ermangeln, die zur Befriedigung seiner ersten Bedürfnisse erforderlich sind, sieht sich als den Aermsten an, und verschließt Thüre und Thor dem Hülflosen, der sich zu ihm nähern will, um ein kleines Scherflein von ihm abzuflehen, das wegen seiner Geringigkeit die Begierden des Prachtsüchtigen nicht zu beschränken vermöchte, ihm aber beträchtliche Linderung verschaffen würde. Auf solche Art geschieht, daß der größte Ueberfluß, der mit dem äußersten Elende den auffallendsten Abstand machet, doch wie dieses, die Bedürftigkeit auf seiner Rückseite haben kann.

Eine andere nicht weniger unausbleibliche Folge des unmäßigen Aufwandes ist der Sturz und die Verunglückung ganzer Familien, denen dadurch die Mittel benommen werden, sich in der Gesellschaft auf der Stufe zu erhalten, auf welche sie Geburtshalber gesetzt worden sind. Dieß wäre aber kein so großes Uebel, wenn es nicht mit Folgen begleitet wäre, die von größerer Wichtigkeit sind. Aeltern, die ihr Vermögen verschwenden, verfallen nicht nur mit ihren Kindern in Armuth, sondern versetzen sich noch in die traurige Unmöglichkeit, ihnen die Erziehung geben zu lassen, durch welche sie zu rechtschaffenen und christlichen Leuten gebil-

det werden. Kinder gewöhnen sich an die Lebensart ihrer Aeltern; den Aufwand, der oft die letzte Kraft eines am Sturze nahen Vermögens, oder noch öfter die Wirkung eines mit List und Betrug erschlichenen Kredits ist, sehen sie als eine Folge des Wohlstandes an, in dessen Besitz sie dereinst zu treten hoffen; nach solchen Begriffen bilden sie ihre Sitten; ihre Erziehung wird gänzlich versäumt, und plötzlich sehen sie sich in einer Lage, wo sie der Gesellschaft schadende Glieder und die Religion schändende Christen werden. Sie befinden sich dann im Falle des trägen Dieners des Evangeliums, der von seinem Herrn verworfen worden ist, und dann durch das Bewußtseyn seiner Geringfügigkeit bestürzt bey sich sagte: arbeiten kann ich nicht, zu betteln schäme ich mich, was werde ich anfangen? — Wozu sich dann dergleichen Leute entschließen, lehret die Erfahrung zur Genüge.

Die schädlichste unter allen bösen Folgen des Luxus ist ohne Zweifel die Sittenlosigkeit zu welcher er ohne Umwege führet. Wir haben schon gesehen, wie der Prachtsüchtige wechselweise alle seine Leidenschaften befriediget, und den Keim aller Tugenden ersticket. — Mit

einem sich auszeichnendem Aufwande ist gewöhnlich ein Hang zur Bequemlichkeit verbunden, der eben so unmäßig als der Aufwand selbst ist. Bequemlichkeit erweckt Weichlichkeit und diese führet zur Wohllust. Diese Leidenschaft, welche unter den Menschen die allgemeinste ist, wächst in eben dem Verhältnisse, in welchem allen übrigen Genüge geleistet wird; sie bieten einander die Hand, und regen sich wechselweise auf; die Sitten sind also bey der Prachtsucht in großer Gefahr; ihr Sturz ist unvermeidlich, und die Ausschweifungen, welche dessen Folgen sind, haben meistentheils, besonders wenn sie im allgemeinen betrachtet werden, nur die Prachtsucht zur Urquelle. — Montesquieu, als er der Grundursache nachspürte, welche den Vorfall der Römer veranlaßt und befördert hat, fand, daß er nur ihrem Luxus, den sie aus den eroberten Ländern mir sich nach Rom gebracht haben, zugeschrieben werden soll. Die Pracht ist in den Sitten, sagt er *) und nicht in den Reichthümern. — Man ist überhaupt zu sehr überzeugt, sagt der Verfasser des berüchtigten Buches l'Esprit (der

*) Grandeur des Romains. Chap. 10.

Geist) **) daß die Sittenlosigkeit eine nothwendige Folge des Luxus ist, um an dem Beweise dieses Sazzes sich nicht lange zu verweilen.

Viele Politiker haben sich in unsern Tagen einander die Frage zur Aufgabe aufgestellt: Was den Verfall Frankreichs, und seine gewaltsame Staatsumwälzung veranlaßt haben mag? — Wenn man sich in das vergangene Jahrhundert zurückdenkt, und die Schritte des immer mehr um sich greifenden Luxus beobachtet, so wird man auch den Gang der Sittenlosigkeit wahrnehmen, welche mit demselben gleichen Schrittes vorwärts rückte. Die edle Einfachheit, in welcher die alten Franken lebten, und die allen stolzen Aufwund und jede eitle Pracht in ihren Augen gehäßig machte, war allmählig verschwunden; die Talente, mit welchen sie die Natur für die ausübenden Künste und die praktischen Wissenschaften ausgestattet hatte, misbrauchten sie, um Arbeiten und Werke zu verfertigen, die nicht das Gepräge des wahrhaft Schönen an sich trugen, sondern einen durch Verkünstlung, und unbeständige Begierden verdorbenen Geschmack zu befriedigen suchten. Gewinnsucht einerseits und thörichte Ver-

**) Discours II. Chap. 15.

schwendung anderseits beeiferten sich in die Wette, immer neue Produkte der Kunst zu erfinden, und sie nach einem eiteln Gebrauche wieder zu vertilgen, so wie sie verfertigt worworden waren. Nicht edle Nacheiferung beseelte den Künstler; nicht großmüthiger Gebrauch seines Vermögens bewog den Reichen seine Schätze auszustreuen, sondern beyde wurden von Leidenschaften geleitet; beyde verfielen in Schwelgerey, und unter diesem Gesichtspunkte ist die heutige Staatsumwälzung zugleich als Folge und Ziel des immer vorwärts schreitenden Luxus anzusehen.

X.

Ueber die bösen Gewohnheiten.

Der Mensch erscheint auf dieser Welt schwach und ungebildet; seine Organe sind noch nicht entwickelt, und die Glieder noch nicht ausgewachsen; seine Vernunft ist unwirksam, und zu den Verrichtungen, zu welchen sie bestimmt ist, noch nicht fähig. — Durch Wachsthum und Uebung gelangt sein Körper zu Kräften; seine Glieder werden behendig, und erwerben die, zu den Arbeiten und Werken des geselligen Lebens, nothwendige Fertigkeit. — Seine Seele durch die Bildung zur Tugend und in den Wissenschaften wird thätig; sie erweitert ihren Wirkungskreis, und gelanget in den Stand, selbst Verrichtungen und Handlungen auszuüben, welche gut oder böse, tugendhaft oder lasterhaft, geistreich oder sinnlos, weise oder thöricht sind, je nachdem der

Mensch in seiner Jugend mit mehr oder weniger Sorgfalt gebildet worden ist, oder je nachdem er in seinen reifern Jahren sich selbst gebildet hat.

Alles ist bey den organisirten Wesen die Wirkung der Uebung. Es lag in den Absichten des Schöpfers, daß der Mensch sich im Physischen wie im Moralischen, theils selbst vervollkommne, theils durch die Mitwirkung anderer vervollkommnet werde. Seine körperlichen und geistigen Kräfte sind bloße Fähigkeiten, welche gebildet werden müßen, bevor sie zu ihren Zwecken gebrauchet und benutzt werden können. — Der Tonkünstler bewegt seine Finger auf dem musikalischen Instrumente mit einer großen, und nach gewißen Gesetzen genau gemäßigten Schnelligkeit, weil er durch lange Uebung seine Finger zu solchen Bewegungen geschickt gemacht hat. — Der Handwerker so wie der Künstler bedienet sich seiner Werkzeuge mit Fertigkeit; er bewegt sie nach seinem Willen, und vollendet Werke, deren Schönheit und Nutzbarkeit wir bewundern. — Der erwachsene Mensch geht mit Sicherheit und ohne einen Fall zu befürchten; bey den stets vorwärts schreitenden, und sich von

ihrem Standorte wechselweise entfernenden Füssen, weiß er das Gleichgewicht in seinem obgleich schwankenden Körper zu erhalten, weil er in seiner Kindheit, durch wiederholte Versuche und nach öftern Fällen, seine Füße in den, zum gehen nothwendigen, Bewegungen und seinen Körper in der Kunst, dabey das Gleichgewicht zu erhalten, geübt hat. — Es ist keine körperliche Verrichtung, keine, auch die geringste Bewegung seiner Glieder und Muskeln, deren Zweckmäßigkeit er nicht der Uebung zu verdanken hat. Die Natur ist hierin seine Lehrerin, und die Bedürfnisse zwingen ihn, ihre Vorschriften zu befolgen.

Mit den Verrichtungen des Geistes und mit den moralischen Handlungen verhält es sich auf eine ähnliche Weise. Der Gelehrte ordnet mit Fertigkeit die Vernunftschlüsse zusammen, aus welchen er seine Beweisarten bildet; bey dem ersten Blicke erkennt er, wenn der Gegenstand seiner Untersuchungen an sich nicht zu dunkel ist, oder wenn er von keiner Leidenschaft sich leiten läßt, die Richtigkeit seiner Verfahrungsart, oder entdecket ihre Mängel, weil er durch öftere dergleichen Wahrnehmungen seine Blicke geschärfet hat. Der tugendhafte Mann

übet ohne große Mühe die Tugend aus; bey jeder Handlung, die er verrichten will, wendet er gleich sein Auge auf ihre Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit seiner Pflicht; er erkennt den Einfluß, den seine Leidenschaften auf dieselbe haben, und weiß alle seine Handlungen vor demselben zu bewahren. — Eben so begeht der Lasterhafte seine Sünden, ohne daß er sich durch viele Entschließungen dazu bestimmen müße. So wie die Aufregungen seiner Sinnlichkeit in seinem verdorbenen Herzen entstehen, weiß er auf die kürzeste Art dieselben zu befriedigen; sein ganzes Betragen ist ein Zusammenhang von größern oder kleinern Lastern, die er mit so großer Fertigkeit verrichtet, als wäre diese in sein Wesen selbst verflochten.

Die Fertigkeit, mit welcher der Mensch seine Verrichtungen machet, wird Uebung genannt, wenn sie auf körperliche Handlungen sich bezieht: wird sie aber vor moralischen Handlungen verstanden, so heißt man sie Gewohnheit. Auf diese letztere allein schränken wir unsere Untersuchungen ein, weil sie allein unsers Gegenstandes ist.

Wenn der Mensch, durch öftere Wiederholung der nämlichen Handlung, dieselbe sich zur

Gewohnheit gemacht hat, so fährt er dann fort, sie zu verrichten, ohne eigentlich daran zu denken; der Trieb, der ihn zum Handeln reizet, gleicht jenem der Natur selbst; er ist beynahe eben so kräftig als sie, und allmählig wird zwischen beyden kein Unterschied mehr gemacht; der Mensch weiß endlich nicht mehr bey vielen seiner Handlungen, ob er den Forderungen seiner Natur gemäß handelt, oder ob er bloß dem Ansuchen der in ihm entstandenen Gewohnheit Genüge leistet. Wegen dieser auffallenden Aehnlichkeit der Gewohnheit mit der Natur selbst, ist in ein allgemeines Sprichwort übergegangen, sie eine zweyte Natur zu heißen.

Gleichwie man zu körperlichen Uebungen sich überhaupt nicht entschließt, wenn nicht Bedürfnisse dringen, oder wenn man nicht durch sonst eine Ursache dazu bewogen wird, eben also stimmt der Mensch seine Seele nicht zur Annahme von Gewohnheiten, wenn er nicht irgend einen Beweggrund dazu hat. — Für den zum Bösen geneigten Menschen ist die Befriedigung seiner sinnlichen Begierden die Absicht, warum er so viele Laster aufeinander häufet, daß sie bey ihm zur Gewohnheit werden; sein Ziel hält er so unverrückt vor den

Augen, daß er alle seine Bestrebungen auf dasselbe richtet, ohne daß er sich der Art bewußt werde, wie durch öftere Befriedigungen seiner Begierden das Laster ihm geläufig wird, und wie er seine Seele, wie der Weise sagt, in die Stricke seiner Sünden verwickelt, so daß sie durch die Annahme der Bösen Gewohnheiten sich einigermaßen ihrer Freyheit begiebt, das Gute auszuüben.

Die Entstehung der bösen Gewohnheiten in dem menschlichen Herzen vergleicht man gewöhnlich, und sehr richtig, einem jungen Baume, dessen Wurzeln in die Erde zu greifen, und sich in derselben zu befestigen anfangen. Durch allmählige Ausdehnung ihrer Fasern, durch unvermerkliche Verstärkung der Wurzelnzweige gelangt der Stamm zu einer solchen Festigkeit, daß er keiner Stütze mehr bedürfe, und den heftigsten Anfällen der Winde Trotz bieten könne. — Nur durch unvermerkliche Abstufungen bilden sich die Gewohnheiten in dem Herzen, nur durch kleine zuwächse, welche aus jeder Ausübung des Lasters entstehen, gelangt der Bösewicht zu jener Fertigkeit, welche seinen Sünden, außer ihren wesentlichen Eigenschaften noch jene zufällige, aber wegen

ihrer Folgen für ihn die wichtigste Eigenschaft, die Wirkung einer Gewohnheit zu seyn, beylegt.

Die ersten Laster werden von dem Menschen allemal mit einer Art von Schüchternheit begangen. Die Vorstellungen eines noch nicht verdorbenen Gewissens, welche den Sünder abschrecken; die Erinnerung an seine Pflicht, an die unendliche Glückseligkeit, die er dadurch verliert, so wie an die ewige Strafe, deren er sich schuldig machet; die Lehren, welche bey seiner ersten Erziehung in sein Herz etwa eingepflanzt worden sind, mäßigen noch zum Theile den Eifer, mit welchem er dem Bösen nachstrebt; die Unruhe, welche die ersten sinnlichen Genüße verbittert, erwecket noch zuweilen in seiner Seele gewiße Gedanken, die ihm die Häßlichkeit seines Betragens vorstellen und dadurch manche Fälle verhüten. Die in dem Bösen noch nicht geübte Seele muß sich zur Ausübung jedes Lasters, wozu sie von ihren Neigungen gereizt wird, sonderheitlich entschließen; oder vielmehr eben diese Uebungslosigkeit ist die Ursache der Unerfahrenheit in der leichtesten Ausübung desselben; Unterricht und gute Beyspiele veranlassen noch in derselben gewisse

gute Eindrücke, welche den Aufregungen der Sinnlichkeit keinen Platz verstatten: so daß böse Werke noch zuweilen mit guten, die Laster mit Tugenden, vermengt werden.

Ein Laster kann erst alsdann als ein Gewohnheitslaster angesehen werden, wenn nach Ausübung dessen, die Reizen, die dazu verleitet haben, nicht verschwinden; wenn der Mensch, so bald sie auf ihn wieder eine neue Wirkung haben, auch wieder Geschmack daran findet; wenn er ohne Mühe die Hindernisse aus dem Wege räumet, welche ein ängstliches Gewissen, oder die unwillkührliche Erinnerung an seine Pflicht, und an die Strafe, deren er sich schuldig machet, ihm entgegensetzen; wenn er das Böse mit Kaltsinn und einer solchen Gleichgültigkeit begeht, aus welcher bey ihm eine gänzliche Unwissenheit sich ahnen läßt, als glaubte er nicht, daß dasjenige ein Laster wäre, was bey ihm zur Gewohnheit geworden ist.

Eben diese Gleichgültigkeit bey Uebung des Lasters ist das sicherste Kennzeichen, woran man an sich oder an andern des Daseyns einer bösen Gewohnheit sich überzeugen kann.

Die Gewohnheit selbst giebt sich dem Menschen nicht zu erkennen, weil sie durch unmerkliche Abstufungen gebildet wird, und er kann ihre Entstehung eben so wenig geradezu wahrnehmen, als er in einem gegebenen Augenblicke den Zuwachs sehen kann, durch welchen sein Körper in die Höhe oder in die Dicke sich ausdehnt.

Wenn eine Handlung mit Gleichgültigkeit ausgeübt wird, so ist es ein Beweis, daß sie für den Ausübenden nichts Neues mehr darbietet, das seine Aufmerksamkeit gespannt hält, und ihn zu einer gewissen Behutsamkeit bewegt, mit welcher man überhaupt verrichtet, was man noch nicht oder nur selten verrichtet hat. Diese Eigenschaft, solcher noch nicht oft vollzogener, Handlungen ist leichter an andern wahrzunehmen, als man sie nennen oder beschreiben kann: sie gleicht jenen Aeußerungen, welche die Leidenschaften, die das Herz innerlich in Bewegung setzen, in die Züge des Gesichtes eingraben, und sie Jedermann erkenntlich machen.

Der Geizige verhält sich ganz gleichgültig über die moralische Wesenheit seiner Hand-

lungen, wenn er sich noch so eifrig bestrebt, seine Schätze zu vermehren. Alle Vorkehrungen, um sein Ziel zu erreichen, leitet er mit einer solchen Geschicklichkeit ein, als wäre diese eine von den Seelenkräften, mit denen er von der Natur ausgestattet worden ist; mit einer Fertigkeit, welche nur die Wirkung der Uebung seyn kann, sieht er sich um die bequemsten Mittel um, und wenn er dabey besorgt ist, so erstrecket seine Bekümmerniß sich nicht auf die Moralität der Handlung und der Mittel, die er gebrauchet, sondern bloß auf die Ungewißheit, in welcher er ist, ob er sein Ziel erreichen wird oder nicht. Uebrigens ist er vollkommen ruhig, und er scheint gar nicht zu ahnen, daß der Geitz das Kennzeichen einer niederträchtigen und an die zeitlichen Güter zu sehr gehefteten Seele ist; daß er, um sich zu befriedigen, selten die Vorschriften einer strengen Gerechtigkeit beobachtet, und dann daß er eben so geschickt ist, den Mitteln, die er gebraucht, einen Anstrich von Unschuld zu geben, und sich über ihre Moralität zu täuschen, als durch dieselben sein Ziel zu erreichen. Eigennutz ist die Haupttriebfeder seiner Handlung, allmählig hat er sich seines Geistes bemächtigt, und auf

solcht Art ist Geiz bey ihm zur Gewohnheit geworden.

Der Wohllüstling, der seit seiner Jugend die Triebe seiner Sinnlichkeit als die Hauptbeweggründe seiner Begierden anzusehen gewohnt ist, fühlet wenig mehr von den Gewissensängstlichkeiten, welche die Unschuld, auch ohne vorläufige Belehrung, von seinen Lieblingsgenüßen abschrecket; die unwiderstehliche Scham, welche natürlicher Weise damit verknüpfet ist, vermag nicht mehr Vieles auf sein verdorbenes und durch oft wiederholte Befriedigungen abgestumpftes Herz; er fährt fort, unbekümmert auf der Laufbahn zu wandeln, an die er gewohnt ist, weil er sie schon so oft betreten hat.

Weit allgemeiner sind aber die Gewohnheiten, welche sich eigentlich auf kein Laster insbesondere beziehen, sondern auf viele miteinander sich erstrecken. Hierunter verstehe ich die Sammlung von Gewohnheiten, welche den ganzen Lebenswandel jedes einzelnen Menschen bestimmen. Wer sich hievon einen richtigen Begriff machen will, muß sie nicht an sich selbst suchen; denn er erkennt sie an sich darum nicht genau, eben weil es Gewohnheiten sind.

Wenn wir die Lebensart eines andern betrachten, mit welchem wir einen nahen und vertrauten Umgang haben, so sehen wir, daß sie im Allgemeinen sich selbst immer gleich ist; wir sehen ihn beynahe immer die nämlichen Laster und die nämlichen Tugenden ausüben; an seinem ganzen Betragen nehmen wir das Gepräge eines immer gleichen Geistes wahr; wir können so gar in gegebenen Umständen die Natur und Beschaffenheit seiner Handlungen zum Voraus berechnen; und wir wissen, wozu er sich zu entschließen vermag; in wie weit er sich etwa überwinden oder was er sich gegen seine Lieblingsleidenschaften abdringen kann; in welchen Umständen er seine wahren Gesinnungen äußern, und wann er sie verbergen wird, so zwar, daß wenn wir etwa von ihm eine gute oder böse Handlung vernehmen, welche mit der Meynung nicht übereinstimmt, die man von ihn gefaßt hat, und folglich zu jenen seltenen Handlungen gehört, die der Mensch zuweilen gegen seine Gemüthsbeschaffenheit ausübt, weil er von einem außer der gewöhnlichen Ordnung liegenden Beweggrunde dazu gereizt wird: so rufen wir mit Bewunderung aus: daß wir es von ihm nicht geglaubt hätten. Er scheint uns in allen seinen Handlungen nach

gewissen Grundsätzen zu verfahren, die er für sich selbst festgesetzt hat, welche aber, wenn man sie etwas näher prüfet, lauter Gewohnheiten sind, die er meistentheils, ohne es zu wissen annimmt. In diesen Gewohnheiten sind sich allen Menschen gleich, in so weit sie gleiche Leidenschaften haben; und sie sind in denselben von einander unterschieden, je nachdem ihr Charakter und ihr Temperament verschieden sind.

Von dieser allgemeinen Regel sind nur jene Wenigen ausgenommen, welche ihre bösen Gewohnheiten zu erkennen sich bemühen, in der Absicht von denselben sich loszumachen. Sie trachten in ihr Herz eben die richtigen und parteylosen Blicke zu werfen, welche ihnen bey andern zuweilen die verborgensten Gedanken, Gesinnungeu und Absichten entdecken. Wenn sie ihre Sittlichkeit verbessern, ihre Gemüthsart umändern und vervollkommnen, so haben sie nur einige von ihren bösen Gewohnheiten abgelegt; und man kann als einen allgemeinen Grundsatz ansehen, daß bey dem erwachsenen Menschen die Vollkommenheit mit der Vertilgung seiner bösen Gewohnheiten gleiches Schrittes vorwärts geht. — Wie soll

aber der Mensch bey Vertilgung böser Gewohnheiten es angehen? — Eine sehr wichtige Frage, deren Beantwortung in ihrem ganzen Umfange darum schwer ist, weil sie die seltenste aller Kenntnisse, die Selbstkenntniß als erste Bedingung voraussetzet.

Es ist natürlich, daß der Mensch, bevor er eine böse Gewohnheit in seinem Herzen vertilgen kann, dieselbe genau kennen müsse. Zur Selbstkenntniß gelangt man aber nur durch einen ernsthaften Willen, seine Fehler und die Vorurtheile, womit man behaftet ist, zu entdecken; seine Neigungen so wie die Gegenstänstände selbst zu erkennen, auf welche sie sich richten, und dann sie zu misbilligen, und alle Kräfte anzuwenden, sich davon loszumachen, sollte man durch alte Gewohnheiten an denselben noch so heftig kleben.

Bey Vertilgung der bösen Gewohnheiten muß man den entgegengesetzten Gang gehen, nach welchem sie sich in das Herz eingepflanzt haben. — Um einen tief eingewurzelten Baum zu entwurzeln, gräbt man die Erde, um den Stamm auf, löset sie von jeder einzelnen Wurzel ab, und dadurch benimmt man

dem Baume den Grund, woran er sich fest hielt. — Jede böse Gewohnheit hat in dem Herzen Grund gefaßt, weil die Neigung, worauf sie sich bezieht, durch öftere Befriedigungen, kräftig und fest geworden ist. Eine künstliche Entfernung des Gegenstandes, woran die Neigung sich befriedigte, ist also das beßte Mittel, ihr allmählig alle ihre Festigkeit zu benehmen; dadurch verliert sich die Gewohnheit, weil sie nur so lange bestehen kann, als die Neigung, wie wir oben gesagt haben, durch wiederholte Uebungen befriedigt wird.

Auf eine noch dauerhaftere Art werden Gewohnheiten vertilget, wenn man sich bemühet, sie nicht nur durch Versagung aller Befriedigung einschlummern und allmählig erlöschen zu lassen, sondern wenn man entgegengesetzte Gewohnheiten in sein Herz einzupflanzen suchet. Diese verdrängen jene aus demselben, und lassen ihnen keinen Platz mehr; weil eben so wenig möglich ist, daß in eben demselben Herzen zwey entgegengesetzte Gewohnheiten zugleich bestehen, daß ebenderselbe Mensch zugleich keusch und unkeusch, genügsam und unmäßig, freygebig und geizig u. s. w. sey, als daß ein Satz, der wahr ist, auch zugleich

falsch seyn könne. — Unter entgegengesetzten Gewohnheiten versteht man Verrichtungen oder Handlungen, die sich mit jenen, in welchen die angenommenen Gewohnheiten bestehen, nicht vertragen können. Der zum schnellen Zorne geneigte Mann befleiße sich, immer nur mit Gelassenheit im Umgange sich zu benehmen, vorzüglich aber die Ursachen zu erkennen, die ihn entflammen, damit, so oft er sie voraussieht, er sein Gemüth auf Kaltsinn stimmen, und auf solche Weise ihrer gewöhnlichen Wirkung vorbeugen könne. In der Folge wird er dann bey den schwersten Gelegenheiten sich eben so leicht kaltblütig verhalten, als zuvor die schnellen Aufwallungen seines Blutes ihn aufgebracht und seine Vernunft in ihren Verrichtungen gelähmt haben.

XI.

Einfluß der Vorurtheile auf moralische Handlungen.

Zur richtigen Beurtheilung einer moralischen Handlung gehört nicht nur, daß man dieselbe für sich, oder auch in der Absicht betrachte, aus welcher sie verrichtet worden ist; es wird noch dazu erfordert, daß man bis auf die Quelle hinaufsteige, aus welcher sie entstanden ist, und ihre Eigenschaften zieht. Selten prüfet der Mensch, bevor er eine Handlung ausübt, die Beweggründe, welche ihn zu derselben antreiben, und noch seltner spüret er der eigentlichen Grundursache nach, warum er so und nicht anders handelt, und warum er die Handlungsart der Andern beynahe in allen Stücken misbilliget, wo sie mit der seinigen nicht übereinstimmet. Ein dunkles Gefühl, oder viel=

mehr ein blinder Trieb, den man nicht kennet, ist oft der einzige Beweggrund; diesem folget man, weil man ihm zu folgen gewohnt ist; sein Einfluß auf den Menschen ist sehr ausgebreitet; er vermag Vieles auf seine Denkungsart, bestimmt oft seine Gesinnungen, veranlaßt einen großen Theil seiner Handlungen und trägt nicht wenig zur Beschaffenheit seines Charakters und seiner Gemüthsart bey. Dieser blinde Trieb ist, was man gemeiniglich Vorurtheil heißt.

Unter moralischer Rücksicht ist Vorurtheil ein Irrthum, der den Menschen zu Handlungen verleitet, welche mit den Lehren der reinen Moral nicht übereinstimmen. Ueberhaupt vermuthet er diesen Irrthum nicht in sich: theils weil er die Ursachen nicht kennt, die ihn veranlaßt haben, theils auch weil er an andern, die mit ebendenselben Vorurtheilen behaftet sind, eine ähnliche Handlungsart erblicket, und weil man ohnehin immer sehr geneigt ist, das an sich zu billigen, was man an Andern mit seinen eigenen Neigungen Uebereinstimmendes sieht. Wir wählen zum Beyspiele das auffallende Vorurtheil des Zweykampfes. — So wohl derjenige, welcher, um eine wahre, meistentheils aber blos vermeinte Un=

bilde zu rächen, den Beleidiger zum Zweykampfe herausfordert, als der Beleidiger selbst, glauben, daß unter Leuten, die Waffen tragen, alles, was nach Beleidigung riechet, mit Waffen entschieden und geschlichtet werden soll. Dieses Vorurtheil ist eine Folge des Kriegsstandes; da es eine Aehnlichkeit mit dem Kriege selbst hat, wo das Loos der Waffen immer entscheidet, so ist sehr begreiflich, wie dieses mörderische Vorurtheil unter den Kriegsleuten entstanden seyn mag, wie es unter denselben fortgepflanzet wird, und warum ohngeachtet der allgemeinen und allen Menschen angebohrenen Liebe zur Selbsterhaltung, man wegen einer geringen Schande kein Bedenken trägt, sein Leben auf die Spitze eines Degens zu setzen.

Die Ursachen, welche bey dem Menschen die Vorurtheile veranlassen, sind beynahe eben so verschieden, als es verschiedene Arten von Vorurtheilen giebt. Die Lage und die Umstände, in welchen der Mensch sich befindet, die Erziehung, die Leidenschaften, allgemeine Gebräuche, der Stand, den man angetreten hat, und noch tausend andere Ursachen können bey Jedem Vorurtheile erzeugen, der das Geheim-

niß nicht kennt, zwischen Vorurtheil und Wahrheit die Scheidlinie zu ziehen.

Die Erziehung wird gemeiniglich, und zwar mit Recht, für die Hauptquelle der Vorurtheile angesehen. Der Mensch bildet sich nach den Gegenständen, die ihn stets umringen, und seine Bildsamkeit ist um so größer als er von dem Augenblicke seines Daseyns desto weniger entfernt ist; sein Herz ist noch zart; es empfängt und behält ohne Unterschied alle Eindrücke, je wie sie, theils absichtlich, theils von ohngefähr, in demselben veranlaßt werden. Sein Verstand, der noch nicht gebildet ist, und zwischen eben diesen Eindrücken den Unterschied noch nicht, wie ein Erwachsener, zu machen vermag, hindert das unerfahrene Herz nicht, sich an gefährlichen Eindrücken zu verweilen, und sie festzuhalten. Durch lange und oft wiederholte Uebungen von gleichen Eindrücken fassen diese Wurzeln, und so bilden sie sich zu Vorurtheilen.

Die Aeltern sind bey ihren Kindern, welche sie vom Anbeginne ihres Daseyns beynahe unaufhörlich umgeben, jene Gegenstände, welche bey ihnen die meisten Eindrücken veranlassen. Die Kinder bilden sich nach den Lehren, die sie

ihnen geben, und da der Nachahmungsgeist nirgend so groß als bey der Jugend ist, so glauben sie, nicht besser thun zu können, als wenn sie so handeln, wie sie ihre Aeltern handeln sehen; sie nehmen von ihnen Wahrheit und Vorurtheil gleichergestalt an, weil, wie wir gesagt haben, sie noch nicht im Stande sind, zwischen beyden den gehörigen Unterschied zu machen. — Es versteht sich von selbst, daß dieser Punkt, so wie alle, die von Geistesanlage und von zufälligen Umständen abhangen, sehr vielen Ausnahmen unterworfen ist; jede Behauptung in dieser Rücksicht kann nur im allgemeinen gelten: es ist sogar der Fall möglich, daß ganz entgegengesetzte Wirkungen Statt haben können, ohne daß dadurch der Wahrheit der Grundsätze im allgemeinen etwas benommen werde. Diesen Punkt wird ein Beyspiel noch mehr erläutern.

Es herrschet unter den Menschen ein beynahe allgemeines Vorurtheil, daß Reichthümer nicht nur Vorzüge in der Gesellschaft verdienen, sondern auch dem Besitzer ein gewißes Verdienst beybringen, wodurch sein innerer Werth einigermaßen erhöht wird. Kinder von reichen Aeltern sehen, daß man diesen Ehre erweiset, und daß sie in der Gesellschaft über

andere, weniger Reiche, Vorzüge erhalten, wodurch ihr Ansehen vergrößert wird; dadurch erwerben sie sich einen ausgebreiteten Einfluß in öffentlichen Verwaltungen und Amtsverrichtungen, manchmal gar in Staatsgeschäften; sie können nicht nur sich zu einträglichen Stellen und hohen Würden erschwingen, sondern noch jenen, denen sie geneigt sind, in ihren Ansuchen, Ränken und Listgeweben, entweder auch um Aemter zu erhalten, oder in Rechtshändeln um das Wohlwollen der Richter zu gewinnen, beförderlich seyn. Alle diese Umstände, und noch tausend andere, die es zu weitläufig wäre, hier anzuführen, erfordern, daß von denen, die eine Intrigue durchsetzen oder sich erschwingen wollen, Bittschriften eingegeben werden, oder daß sie selbst erscheinen, ihre Bitte unterthänigst vortragen und in der demüthigsten Sprache um Gnade, Schutz und Unterstützung flehen. Dadurch wird zwischen dem, der Gnaden ertheilet, und dem andern, der darum bittet, ein Abstand veranlaßt, in welchem bloß ein gesellschaftlicher Vorzug nicht aber ein wahres inneres Verdienst auf der Seite dessen besteht, der auf den andern herabblicket.

Wenn erwachsene Leute selbst, welche die Grundlosigkeit dieses Vorurtheils einsehen, und an andern ohne Rücksichten allen Stolz rügen, der die gewöhnliche Folge davon ist, nichts destoweniger mit diesem Vorurtheile behaftet werden, falls sie zu einer ähnlichen Lage sich erschwingen; falls sie durch Industrie, durch Fleiß, durch Erbschaften oder sonst durch einen Zufall vom Glücke begünstigt werden, und so wie jene, die sie tadelten, auch in den Besitz der großen und allgemeinen Triebfeder treten; wenn diese dann in der Gegenwart ihrer Kinder alle Klienten und Supplikanten, alle Bedürftigen und Hilflosen mit dem Stolze eines Beschützers und Gnadenertheilers aufnehmen, wenn sie sich ihres großen Einflußes rühmen, oder durch Minen die Gefühle verrathen, welche überhaupt das Bewußtseyn erregt, durch Beschützung, Beförderung, Hilfsleistung, Gnadenertheilung u. s. w. sich andere verbindlich und folglich unterwürfig zu machen; wie ist möglich, daß Kinder, welche zwischen diesem täuschenden Scheine die Nichtigkeit erblicken können, und nicht glauben müßen, daß die Macht ihrer Aeltern eben so gegründet, die Ehre und die Vorzüge, die man ihnen erweiset, eben so verdient sind, als das Betra-

gen derjenigen überhaupt geheuchelt ist, welche solche Vorzüge anerkennen, und sie durch äußere Bezeugungen verehren?

Gleichwie nun dieses allgemeine Vorurtheil von den Aeltern unwillkührlich auf die Kinder übergeht, und in ihrem Geiste die falschen Begriffe über wahres Verdienst erregen, eben also werden noch tausend andere Vorurtheile der Aeltern in den Geist der Kinder überbracht. Mit den falschen Begriffen wachsen sie auf, und diese identificiren sich so sehr mit ihrer Denkungsart, mit der Handlungsweise und mit dem ganzen Betragen, daß, wenn sie zu reifern Jahren gelangen, die dunkle Wirkung der Vorurtheile ihnen noch immer verborgen bleibt, wenn sie nicht absichtlich auf die Entdeckung jedes Vorurtheils ins besondere hinarbeiten, und mit einem unpartheiischen, und einigermaßen gegen sich selbst eingenommenen, Geiste den Schleier zerreißen, unter welchem sie verhüllet liegen.

Die Vorurtheile, welche die verschiedenen Stände, Gewerbe, Handthierungen u. s. w. mit sich bringen, entstehen in dem Menschen auf ebendieselbe Weise, wie sie bey der Jugend Grund fassen. Wenn der Mensch einen Stand antritt; wenn er einem Gewerbe, einer Hand-

thierung über die andern den Vorzug giebt, so geschieht es allemal, weil der gewählte Stand, das Gewerb, die Handthierung ihm gewisse Vortheile, gewisse Reizen darbieten, welche die Wahl entschieden und auf sich gezogen haben. Mit einem auf eine gewisse Art zum voraus eingenommenen Geiste tritt man also den Stand an, und da die Vorurtheile welche er mit sich bringt, ihr Daseyn gewöhnlich von den Leidenschaften erhalten haben, so ist einleuchtend, daß sie beym Eingange in das Herz und in den Verstand des Neulings keinen Widerstand finden, weil dieser nichts Arges vermuthet, und weil ohnehin alles, was den Leidenschaften auf je eine Art schmeichelt, bey jedem unbehutsamen Menschen willkommen ist.

Andere Vorurtheile stammen von der Natur selbst her, und fassen bey dem Menschen um so tiefere Wurzeln, als sie ihn unaufhörlich in denselben stärket. Hierunter gehören vorzüglich die Vorurtheile der Aeltern gegen ihre Kinder. — Damit die Beschwernisse, welche mit der Erziehung der Kinder verknüpfet sind, den Aeltern erleichtert werden, und damit diese etwa aus Ueberdruß, der bey solchem Geschäfte unausbleiblich ist, und sehr häufig entsteht, nicht

in Mismuth gerathen, und vielleicht nicht nur das Erziehungsgeschäft gänzlich aufgeben, sondern gar ihre Kinder verlassen: so hat der weise und vorsehende Schöpfer in das Herz der Aeltern den Keim gewisser Gefühle eingegraben, welche sie an ihre Kinder mit unwillkührlichen und unzertrennlichen Banden knüpfen. Diese Bande sind aber zart und angenehm; sie haben für die Aeltern die süßesten Reizen, und bewirken zwischen ihnen und ihren Kindern eine solche dauerhafte und innige Herzensnäherung, daß die Aeltern ihre Kinder, wie ihre eigene Person betrachten, und sie für ihr Ich ansehen.

Diesen im Grunde heiligen Gefühlen, welche mit dem Stande der Aeltern nothwendiger Weise verbunden sind, und eine seiner wesentlichsten Eigenschaften ausmachen, wird überhaupt eine allzugroße Ausdehnung gegeben. Die Liebe der Aeltern bleibt nicht in den Gränzen der wahren väterlichen und mütterlichen Liebe eingeschränckt; sie erstreckt sich so weit als die Eigenliebe bey dem Menschen sich erstrecken kann; so wie er sich selbst liebt, eben so lieben Aeltern ihre Kinder; folglich sehen sie ihre Fehler eben so wenig, als sie ihre eigenen Fehler wahrnehmen; das innere

Wohlgefallen, mit welchem man überhaupt auf seine vermeinten guten Eigenschaften, auf seine Talenten, auf seinen Verstand, u. s. w. zurückblicket, hat man auch an seinen Kindern; man sieht an ihnen beynahe lauter Gutes, weil man überhaupt wenig geneigt ist, an sich selbst etwas Böses oder unanständiges zu vermuthen, und eben so, wie man sich heimlich, über andere, manche Vorzüge zueignet, die keinen andern Grund als eine verblendete Einbildungskraft haben, eben dieselben Vorzüge erkennen auch Aeltern an ihren Kindern.

Da aber der Mensch überhaupt auf keine seiner vermeinten Eigenschaften mehr stolz ist, als auf Verstand, und da das Lob und der Ruhm, für einen einsichtvollen Mann gehalten zu werden, ihn am meisten kützelt, so ist auch keine Eigenschaft, welche Aeltern an ihren Kindern lieber als Verstand sehen. Eine jede Rede, welche ein Kind seiner Mutter nachlallet; ein jedes Wort, das es mit Kühnheit und oft mit Frechheit ausspricht, ist in ihren Augen ein sinnreicher Gedanke, ein witziger Einfall, der das Kennzeichen einer glücklichen Geistesanlage ist, und scharfen Verstand verräth, wenn schon der kaltblütige Zuschauer darüber gähnen möchte.

Dieses Vorurtheil der Aeltern gegen ihre Kinder ist im Grunde eine falschverstandene Liebe, welche die Natur allen Aeltern aus den Ursachen einflößt, wovon wir oben geredet haben; es ist mit natürlichen Gefühlen verwickelt; der Mensch der seinen Trieben folget, meint wie jener andere, der aus einer alten und tief eingewurzelten Gewohnheit handelt, der Natur selbst zu folgen. Daher ist es einem Vater und einer Mutter überhaupt eben so wenig begreiflich, wie weit das Vorurtheil sich erstrecket, welches ihnen so viele gute Eigenschaften an ihren Kindern in einem täuschenden Lichte vorstellet, und die Fehler ihren Blicken entzieht, als andere, die noch nie Aeltern gewesen sind, sich richtige Begriffe von der Kraft jenes Gefühls machen können, das Aeltern an ihre Kinder bindet.

Gleichwie verschiedene Umstände, verschiedene Lagen und Zufälle, zeitliches Glück oder Unglück, auf die Denkungsart und die Sittlichkeit des Menschen einen oft sehr beträchtlichen Einfluß haben, eben also können diese Ursachen verschiedene Vorurtheile bey ihm erzeugen. Jeder Umstand veranlaßt in der Seele gewisse Eindrücke, die seiner Natur angemessen sind; wenn nun dabey auch eine der

Neigungen rege wird, die dadurch zu ihrer Befriedigung gelangen kann, so blendet sie den Menschen, und hindert ihn, die Wirkung selbst genau zu erkennen, und sie, entweder wieder zu vertilgen, wenn sie böse ist, oder zu seiner Vervollkommnung zu gebrauchen, im Falle sie zur Bildung seines Herzens oder seines Verstandes beförderlich seyn könnte. Wenn er auch der rege gewordenen Neigung ihre Befriedigung versagt, so wird er doch nie ihren ganzen Einfluß auf die ebenerwähnte Wirkung vollkommen erkennen, weil die Sinnlichkeit, die man mit überlegener Macht geradezu bekämpfet, einem schlauen Feinde gleicht, der durch List etwas zu gewinnen suchet, wo er durch Gewalt sein Ziel zu erreichen, keine wahrscheinliche Aussichten hat. Der Sieg, den man über sie davon trägt, ist also selten vollkommen, und was noch zu erobern übrig geblieben wäre, ist ein Schärflein zur Grundlegung eines Vorurtheils, das, wenn es steten Wachsthum erhält, sich in die Seele sehr tief einpflanzen wird. — Ein Beyspiel wird diese Behauptung faßlicher machen.

Man trifft nicht selten Menschen an, welche, weil sie geburtshalber oder durch Zufall von dem Glücke nicht viel begünstiget worden

sind, die Reichthümer und irdischen Glücksgüter, die Ehren und Vorzüge der Gesellschaft unter ihrem wahren Gesichtspunkte betrachten, und deren Herz weder durch Habsucht noch durch Ehrsucht gequält wird. Sie erkennen mit vollkommener Richtigkeit den Irrthum der Reichen, welche sich blos darum eine größern Werth und Vorzüge über andere, die nicht wie sie, Günstlinge des Glücks sind, anmaßen, weil sie im Besitze der Mittel sind, womit sie alle ihre Begierden und Gelüste befriedigen können. Sie denken sich sogar manchmal in die Lage gewisser Reichen hinein, die sie zum Gegenstande ihrer Beobachtungen machen, und erquicken sich mit dem Ideale der Zufriedenheit, welche sie durch einen vernünftigen und gemeinnützigen Gebrauch ihrer imaginären Reichthümer sich verschaffen würden; sie genießen gleichsam zum voraus die Wonne, welche das Bewußtseyn, Glückliche gemacht zu haben, in das Herz des edeln Gutthäters gießt, und bestimmen jedem Tage seine Wohlthat, die ihm bis auf die entfernteste Nachwelt zum unvergeßlichen Andenken dienen sollte.

Wird aber, wie nicht selten der Fall eintritt, durch Zufall oder eine unerwartete Glücksbegünstigung, in der Lage eines solchen

Menschen eine Veränderung veranstaltet; wird sein Vermögen durch einen ansehnlichen Zuwachs vergrößert, und er dadurch in Stand gesetzt, wo nicht im ganzen, doch zum Theile sein schönes Ideal in Erfüllung zu bringen, so verschwinden auf einmal alle seine Plane und Luftschlößer; das Vermögen, in dessen Besitz er getreten ist, statt ihm, wie sehr natürlich wäre, eine wirksame Gelegenheit darzubieten, das Verlangen seines ehedem unvermögenden Herzens zu erfüllen, eröffnet ihm nur ein Feld von neuen und bis dahin unbekannten Bedürfnissen. Anstatt fortzufahren, bloß die Bedürfnisse zu befriedigen, die mit seiner ersten und beschränkten Lage verbunden waren, und in der Möglichkeit zu verbleiben, den zugekommenen Reichthum ganz nach seinen erstern Absichten zu gebrauchen, erweitert er sein Daseyn in eben dem Verhältnisse, in welchem seine Besitzungen zugenommen haben. — Mit dieser Erweiterung, die er an sich nicht wahrnimmt, und in welcher eben das Vorurtheil jedes Reichen liegt, vermehrt sich die Zahl seiner Bedürfnisse, welche, wenn sie befriediget sind, ihm keine Mittel mehr übrig lassen, das Ideal zu verwirklichen. Bey solcher Verfassung werden dann allmählig alle Vorurtheile

die jeden Besitz begleiten, sich in seine Seele einpflanzen, und von allen gemachten Planen bleibt dann nicht einmal die leere und fruchtlose Erinnerung davon übrig.

Im Falle aber der reich gewordene Mensch die dadurch aufgeregte Besitzsucht zu unterdrucken sich bemühet, so wird er seinen unzulänglichen Vorsatz doch nicht nach seinem ganzen Umfange erfüllen. Einzelne Gutthaten und Aufopferungen, die freilich seiner Uneigennützigkeit immer zur Ehre gereichen, weil sie doch allezeit Ausübungen einer seltnen Tugend sind, werden die bloßen Wirkungen seines Kampfes seyn; und so viel wird immer in seinem Herzen zurückbleiben, daß dem Vorurtheile des Reichen aller Zugang nicht verschlossen bleibt, — Auf eine ähnliche Weise wurzeln sich bey den Menschen alle Vorurtheile ein, die weder von der Natur noch von der Erziehung, sondern bloß von zufälligen Umständen ihren Ursprung haben.

XII.

Ueber das Gewissen.

Da der Schöpfer den Menschen mit der Freyheit erschaffen hat, nach eigenen Bestimmungsgründen entweder das Gute oder das Böse auszuüben, und durch seine Handlungen sich seinem Ziele zu nähern, oder von demselben sich zu entfernen: so war nothwendig, daß er ihm auch zugleich ein gewißes Princip anwiese, nach welchem er das Böse, das er meiden sollte, von dem Guten unterscheiden konnte, zu dessen Ausübung er ihn verpflichtet hat, und damit er von jeder Handlung, bevor er sie verrichtet, zum voraus wisse, ob sie seinem Ziele angemessen oder demselben widersprechend sey. — Dieses Prinzip ist das Gewissen.

Man giebt dem Worte Gewissen verschiedene Bedeutungen, deren aber alle im

Grunde dahin laufen, daß es für den Menschen die Erkenntnißquelle, die Richtschnur seiner moralischen Handlungen ist. — Es ist jenes, nie gänzlich auszulöschende Gefühl, welches in das Herz des Menschen nach Ausübung gewisser Handlungen eine reine Zufriedenheit, einen erquickenden Trost gießt, und nach Verrichtung anderer, die diesen entgegengesetzt sind, es mit Furcht und Besorgnissen beunruhiget. — Es ist ein strenger Richter, dem Nichts verborgen werden kann, wenn er zu Rathe gezogen wird, und dessen Stimme, so oft sie den Handelnden des Lasters beschuldiget, zwar betäubt aber nicht gänzlich erstickt werden kann. — Es ist ein nagender Wurm, der den Gottlosen durch seine Bisse unaufhörlich quälet, und jeder reinen Zufriedenheit, jedem reinen Genuße den Zugang in dessen Herz verschließt. — Es ist für den Tugendhaften das tröstlichste Bewußtseyn, seiner Bestimmung gemäß gehandelt zu haben, welches Ruhe in seiner Seele und Heiterkeit auf seiner Stirne erzeuget. — Es ist jenes selige Regulativ, welches die Wesenheit seiner Lebensart bestimmt, jede Neigung zum Bösen, so wie sie in seinem Herzen entsteht, gleich ersticket, und nicht zuläßt, daß die Täuschungen des Lasters

auf einen so hohen Grad steigen, der seine Tugend in große Gefahr setzte. — —

Mit der Natur des Menschen sind, wie Jedermann es fühlet, gewiße Neigungen verbunden, welche in seinem Herzen Begierden erwecken, die Gott misbilliget, und deren Gegenstände seiner Bestimmung zuwider sind. Einerseits spüret er also einen Trieb, der ihn zum Bösen reizet, und anderseits fühlet er ein gewisses innere und thätige Princip, welches ihn davon abschrecket. In dem Maaße, nach welchem dieser befriedigt, oder jenem Folge geleistet wird, liegt der Unterschied zwischen dem Boshaften und dem Tugendhaften; und in eben demselben Maaße sind die Wirkungen in dem menschlichen Herzen mehr oder weniger heftig. So wie die Aufregungen der Sinnlichkeit an Kraft und Stärke zunehmen, wird auch die Stimme des Gewissens, die sie misbilliget, immer leiser. Wenn der Mensch bey ihrer ersten Entstehung, bevor seine Neigungen zu Leidenschaften werden, anstatt auf die eben erwähnte Misbilligung Rücksicht zu nehmen, an den täuschenden Reizen des Lasters Geschmack findet, dann nimmt seine Blendung mit gedoppelten Schritten zu, und er unterliegt: er be-

friediget seine Neigung, und genießt für eine Zeit das Vergnügen, welches er dadurch sich zu verschaffen suchete.

Aber so wie jeder Sturm vorüber geht, höret auch das Brausen der Leidenschaft auf. Der täuschende Glanz verschwindet, und es entstehen in der Seele düstere Nebel; mit Schmerzen blicket sie auf die Folgen zurück, welche jede Befriedigung der Leidenschaft nach sich läßt; sie steht von dem unerbittlichen Richterstuhle des Gewissens und wird zur einstweiligen Strafe ihrer Vergehung mit Schrecken und Unruhe befallen.

Schwachheit oder Bosheit, meistentheils aber beyde miteinander, veranlassen, bey dem Menschen überhaupt, tausend dergleichen Fälle, und bey den Einzelnen folgen sie mit mehr oder weniger Schnelligkeit auf einander, je nachdem er zu mehr oder weniger wiederholten Malen den Anlockungen seiner Sinnlichkeit vorzüglich über die Stimme seines innern Richters Folge leistet. Dadurch entsteht in dem Gewissenszustande des Sünders, wenn er seine Fälle durch den Gebrauch der Gnadenmittel, welche die Religion ihm darbietet, nicht fleißig wieder

gut machet, eine Verwirrung, welche mit jedem Tage zunimmt, weil mit jedem Tage, die Ursachen seiner Unruhe sich vermehren. Endlich gleicht es einem Labyrinthe, in welchem man weder einen Leitfaden findet, noch betretene Wege erblicket; oder es ist vielmehr ein Cahos, wo keine Ordnung ist, sondern alles untereinander verwirrt da liegt.

In solchem Zustande befindet sich das Gewissen der meisten Leute, nur mit dem Unterschiede, daß hie und da die Unordnung von größern Sünden herstammt. Der Anblick eines solchen Cahos ist abschreckend, und wer nicht den ernsthaften und großmüthigen Entschluß gefaßt hat, sein Gewissen in Ordnung zu bringen, und die Größe seiner Schande zu erkennen, der wendet mit ängstlicher Furcht seine Blicke davon ab, und suchet durch Zerstreuungen sein Gemüth in Ruhe zu setzen.

Aber es hängt von dem Menschen nicht ab, zuweilen, und manchmal sehr oft, unwillkührlich in sein Gewissen zu blicken. Tausend Gegenstände schweben ihm stets vor den Augen und erwecken in seiner Seele die leidigen Erinnerungen, die er vergebens flieht. Dazu

wirket gleichermaßen die Ansicht der Tugend an seinem Nebenmenschen, so wie jene des Lasters; durch beyde wird er beschämt: jene erinnert ihn an den leeren Raum, der sich in dieser Rücksicht in seiner Seele befindet: und dieses bringt ihm das häßliche Bild seines Gewissens ins Gedächtniß.

Gleichwie der Mensch sich immer bestrebt, Vorwürfen auszuweichen, denen er sich ausgesetzt hat, weil jeder Vorwurf, wenn er noch so verdient ist, seinen Stolz beleidigt, eben also flieht derjenige, der kein reines Gewissen hat, in dessen verborgenste Falten zu blicken, weil jede Entdeckuug, einer bis dahin unbekannten Schuld, eine Art von Vorwurf ist, durch welchen ihm zur Last gelegt wird, daß er seine Pflicht nicht erfüllet hat. Damit man aber diesen Vorwürfen auf die sicherste Art sich entziehe, trachtet man sich selbst zu täuschen. Von dem Partheigeiste, der Jeden, über seinen eigenen Rechtshandel sprechenden, Richter beseelt, ganz eingenommen, prüfet man den Gegenstand, wegen dessen das Gewissen Vorwürfe machet; man betrachtet ihn unter einem Gesichtspunkte, wo man seine Häßlichkeit nicht sieht; allmählig erscheint er unter einer immer

weniger abschreckenden Gestalt, und wenn man durch seine Bemühungen es nicht dahin bringt, ihn für vollkommen unschuldig zu erklären, so suchet man sich doch wenigstens für überzeugt zu halten, daß er zu jenen unvermeidlichen Schwachheiten gehört, welche darum der Menschheit nicht zur Last gelegt werden können, weil sie mit ihrem Wesen innigst verknüpft sind. Oder man prüfet das Gesetz selbst, welches eine bestimmte Handlung für eine Sünde erkläret; man legt ihm, wenn es ein Gesetz der natürlichen Religion ist, einen eingeschränktern Sinn bey, und versteht es nur von jenen empörenden Sünden, deren Schande die unverschämteste Bosheit sich nicht bergen kann, und auf solche Art suchet man außer das Gebiet des Gesetzes zu schreiten. — Wird aber die Handlung von einem positiven Gesetze gemisbilliget, so prüfet man die Wesenheit des Gesetzes, und untersuchet mit einer klügelnden Vernunft die Befugniß der Macht, die es gegeben hat. Die Neiguug zur Unabhängigkeit, die eine der allgemeinsten menschlichen Leidenschaften ist, machet jeden Menschen geschickt, Ausflüchten zu ersinnen, um sich jeder gebietenden Macht zu entziehen. Bald findet er, daß sie die Gränzen ihrer Befugniß überschrit-

ten hat; bald will er wissen, daß Leidenschaft und unreine Absichten sie bey Vollbringung des Gesetzes geleitet haben; bald dunckt ihn das Gesetz selbst vernunftwidrig zu seyn, oder daß es in Rücksicht auf die wirklichen Umstände nicht unter dem Vorsitze einer weisen Klugheit gegeben worden sey; oder er behauptet gar, daß aus dessen Befolgung so wohl für den einzelnen Menschen als für die ganze Gesellschaft ein großer Nachtheil entstehen müsse. — Diese und tausend andere dergleichen Ausflüchte sind für ihn hinreichende Gründe, sich zu beruhigen, und jede unwillkührlich entstehende Besorgniß, als eine grundlose Gewissensängstlichkeit auszuschlagen.

Die Folge eines solchen Verfahrens ist der Kaltsinn, mit welchem man sich gegen seine Pflichten verhält; es ist die Gleichgültigkeit, womit das Laster überhaupt ausgeübt wird. Man bringt es dadurch zu Stande, sich ein falsches Gewissen zu bilden, und dessen Aussprüche so zu bestimmen, wie man seinen Lebenswandel beschaffen haben will. Das Gewissen gleicht dann einem bestochenen Richter, der seine Sprüche zur Gunst dessen einrichtet, der sie mit Geld erkauft hat. Der an seine

Neigungen geheftete Mensch wird geblendet, weil er geblendet seyn will; das Laster verliert in seinen Augen die Häßlichkeit, weil er durch die Befriedigung der Begierden seiner Sinnlichkeit in eine bezaubernde Blindheit verfällt. Auf eine solche Art bildet er sich ein falsches Gewissen.

Es kann zwar auch ein falsches Gewissen geben, welches nicht aus Verblendung und einer vorsetzlichen Unwissenheit entsteht. Mit den beßten Absichten ist es möglich, unter einem falschen Gesichtspunkte eine Handlung zu betrachten; mit guter Meynung handelt man diesen Einsichten gemäß, und begeht einen Irrthum, der für den Irrenden nur in so weit eine Schuld ist, als seine Unwissenheit wegen vorsetzlicher Versäumung, sich unterrichten zu lassen, ihm zur Last gelegt werden kann

Unter allen Zuständen, in welchen das Gewissen sich befinden kann, ist aber jener der gefährlichste, welcher weder die Folge vorsetzlicher Bemühungen, sich zu blenden, noch die Wirkung einer unüberwindlichen Unwissenheit ist, sondern allmählig aus unmerklich angenommenen Gewohnheiten oder aus allgemeinen Vor=

urtheilen entsteht. — In dem Herzen eines jeden Menschen wurzeln sich verschiedene Gewohnheiten ein, die gut oder böse sind, je nachdem er sich in einer, für seine Sittlichkeit mehr oder weniger glücklichen Lage befindet; je nachdem seine Erziehung versäumt oder mit Sorgfalt bewachet worden ist; oder je nachdem die Beyspiele beschaffen sind, mit denen er umgeben wird. Diese Gewohnheiten, weil sie sich durch unmerkliche Abstufungen bilden, werden äußerst selten von demjenigen selbst wahrgenommen, der sie annimmt, wie wir in einem vorhergehenden Aufsatze gesehen haben. Ihr Einfluß erstrecket sich auf die ganze Lebensart; er verrückt den wahren Gesichtspunkt, unter welchem man die meisten Laster ansehen sollte, und, ohne sie, auch ansehen würde; unbekümmert läuft man auf einer Bahn fort, an welche man sich gewöhnt hat, und man meynt, sie sey richtig, weil man sich nie bemühet, das Ziel zu erkennen, nach welchem sie führet.

Von den Vorwürfen eines ängstlichen Gewissens hat man in solchem Zustande nicht Vieles zu befürchten, weil die Gewohnheiten dessen Stimme entweder ersticken; oder für grundlose Aengstlichkeiten erklären, in so weit sie durch

dieselben gemisbilliget werden. Je geringer und je weniger auffallend die Laster sind, auf welche diese Gewohnheiten sich beziehen, desto schwächer ist die Wirksamkeit der Aufregungen des Gewissens, die zuweilen augenblickliche Aengstlichkeiten mit sich führen. Dieser Umstand verwickelt schreckliche Aussichten in die Zukunft in sich, und sollte besonders bey Jenen Bedenklichkeiten erwecken, welche sich wegen des Abstandes, der zwischen ihrem Leben, und jenem einer Menge anderer ist, sich trösten, und in eine schädliche Ruhe sich versetzen; er ist der Hauptgrund der Ungewißheit, in welcher, wie der Apostel sagt, jeder sich befindet, ob er der Liebe oder des Hasses würdig sey.

Die Wirkung der Vorurtheile auf die Gewissenhaftigkeit ist jener der bösen Gewohnheiten vollkommen ähnlich, und aus dieser Ursache nicht weniger schädlich. Die Vorurtheile, deren Einfluß sich auf die Sittlichkeit erstrecket, sind eben so zahlreich, als die Ursachen verschieden sind, aus welchem sie entstehen. Die gefährlichsten unter allen sind aber jene, welche von der Erziehung herstammen, oder wie man sagt, mit gewissen Ständen verknüpft sind.

Man kömmt ihnen darum äusserst selten auf die Spur, weil man sich damit nur allmählig, wie mit den bösen Gewohnheiten behaftet, oder weil sie allgemein sind.

Die Kraft der Vorurtheile von dieser Art auf das Gewissen des Menschen ist kaum zu berechnen. Was man von Kindheit an geglaubt hat, dieß ist man geneigt, immer fort und ohne Prüfung zu glauben, wenn dabey die Sinnlichkeit begünstiget wird. Die zuweilen sich aufregenden Gewissensängstlichkeiten bringt man mit der bloßen Antwort zum Stillschweigen: man sey jederzeit von dieser Meynung gewesen, und auf eine solche Art bleibt das Vorurtheil immer die Richtschnur der ihm entsprechenden Handlungen. Wie groß ist daher die Verantwortlichkeit der Aeltern, welche nicht dafür sorgen, daß der Geist ihrer Kinder sich nicht mit Vorurtheilen behafte. Eine doppelte Pflicht gebietet ihnen, sie an sich selbst zu entdecken, damit sie ihr eigenes falsches Gewissen berichtigen können, und durch die Verbannung ihrer Vorurtheile ihre Kinder vor denselben bewahren.

Nicht weniger schädlich sind die Vorurtheile, welche in einem allgemeinen Schwange

sind, weil sie dem Gewissen einigermaßen die Gelegenheiten benehmen, sich zu berichtigen. Das Beyspiel ist die Urquelle derselben, und weil man sich überhaupt wegen einer Handlung schon hinlänglich gerechtfertiget zu seyn glaubt, wenn man sie von andern eben auch ausüben sieht, so wird begreiflich, wie das Beyspiel ein der kräftigsten Beschönigungsgründe, und folglich auch eine der Urquellen des falschen Gewissens ist.

Solche Vorurtheile schleichen sich am meisten in die Geschäfte ein, welche man führet; sie beseelen, die Gewerbe, die man treibt, und begleiten den Menschen zu den Amtsstellen, zu welchen er sich erschwingt. Bey den vorkommenden Verrichtungen erreignen sich tausend Fälle, welche ein zartes Gewissen nicht ohne Bedenklichkeiten übergehen würde, wenn es sie mit partheylosen Blicken beurtheilen wollte; aber man schreitet gewöhnlich gleichgültig darüber weg, weil andere, die gleiches Geschäft, gleiches Gewerbe führen, oder ähnliche Amtsstellen bekleiden, nichts anstößiges daran finden. Es ist nicht leicht zu begreifen, wie geschickt der Mensch hierin ist, und wie er sein Gewissen zu betäuben weiß, wenn es ihm vor-

würfe machen will. Handgreifliche Ungerechtigkeiten werden entweder durch eine verfängliche Erklärung, durch einen künstlichen Anstrich gereiniget, oder man rechtfertiget sie durch gewisse Nebenabsichten, durch verfängliche Gründe, durch scheinbare Entschuldigungen. — Man trägt kein Bedenken, seinen Vortheil auf Unkosten eines andern zu suchen, wenn man nur von dem äußern Richterstuhle deßwegen nicht bezüchtiget werden kann. Menschliches Ansehen, einseitige Begünstigungen, heimliche Liste u. s. w. hält man für gleichgültige Dinge, weil sie eines allgemeines Gebrauches sind.

Gleichwie der Mensch sich ein falsches Gewissen machen kann, wenn er von den sinnlichen Begierden seines Herzens sich blenden läßt, und ihre Pflichtmäßigkeit zu untersuchen versäumet, eben so kann sein Gewissen auch irrig werden, wenn allzugroße Aengstlichkeiten, wenn leere Skrupel ihm seine Pflichten unter einem größern Umfange vorstellen, als jener ist, den ihnen Gott zugemessen hat. Der Skrupulöse sieht Tugend oder Laster in unbedeutenden Kleinlichkeiten, die an sich weder dieser noch jenes fähig sind. Bey manchen

seiner Handlungen geht er mit einer Bedächtigkeit zu Werke, die von denselben vernünftiger Weise nicht erfordert werden kann; immerhin ist er zaghaft und unentschlossen, schüchtern und unberathen; stets ist er unruhig und wankt wie ein Rohr, das jeder Wind hin und her bewegt; eine Bedenklichkeit leitet er aus der andern, und suchet Schwierigkeiten wo keine sind.

Die Erfahrung lehret aber, daß die Skrupel solcher Leute nur einseitig sind, und daß sie sich am meisten auf Dinge erstrecken, die am wenigsten zu ihrer Pflicht gehören. Man wird sie am beßten zurechtweisen, wenn man sie auf ihre Standespflichten besonders aufmerksam machet, und ihnen dieselben mit Nachdrucke einschärfet.

Unter den frohen Genüßen, deren das Menschenherz hienieden fähig ist, gehöret wohl der erste Rang der Zufriedenheit, welche aus dem Bewußtseyn entsteht, daß man mit gleichem Fleiße sich bestrebe, seine Pflichten zu kennen und sie zu erfüllen; daß man sich bereit fühle, eher zu allen möglichen Aufopferungen sich zu entschließen, als den Vorschriften sei-

nes Gewissens entgegenzuhandeln. Die Wonne, welche das Herz des Gerechten erquicket, erzeuget auf seiner Stirne eine Heiterkeit, die nichts benebeln kann; in allen seinen Handlungen erblicket man eine immer gleiche Gemüthsruhe; die Sorgen, welche die Bestrebungen des Gottlosen begleiten und auf seine Laster folgen, sind ihm gänzlich unbekannt; im Glücke, wie im Unglücke bleibt seine Seele unerschüttert; die Ergebenheit in den göttlichen Willen bey Widerwärtigkeiten und zeitlichen Verlusten kostet ihm nicht viele Mühe, weil er weiß, daß Niemand ihn aus dem Besitze des größten aller Glücke, eines ruhigen Gewissens vertreiben kann; jeden Tag schließt er mit dem Troste, unter dem Beystande der göttlichen Gnade den heiligen Absichten des Urhebers seines Daseyns mitgewirkt zu haben, und sein Tod ist wie jener des Weisen, der Abend eines schönen Tages.

XIII.

Ueber wahre Demuth.

Die Demuth kann als Tugend nur in so weit gedacht werden, als sie einer von den bösen Neigungen des Menschen, einer seiner Leidenschaften, entgegengesetzt ist: sie ist das Bewußtseyn seines eigenen moralischen Unwerthes, die Erkenntniß der Nichtigkeit aller Ursachen, worauf er eigenes Verdienst zu gründen, und deßwegen sich über andere gewisse Vorzüge anzumaßen, geneigt ist.

Diese Tugend kann unter einem dreyfachen Gesichtspunkte betrachtet werden, weil sie in Gesinnungen besteht, die sich entweder auf Gott, auf den Nebenmenschen oder auf denjenigen selbst beziehen, der sie ausübt.

Wenn der Mensch auf seine edeln Seelenkräfte und auf die Fähigkeit blicket, dieselben durch Ausbildung und Benutzung zu vervoll-

kommnen, und dadurch sich seinem Ziele zu nähern, so entstehen in seiner Seele die Gefühle der Selbstschätzung, weil in der ganzen Natur keinem Geschöpfe dergleichen erhabene Kräfte zu Theile geworden sind. Dringt er aber bis auf den Urheber seiner Seelenkräfte, so findet er, daß er sie von dem höchsten Wesen, von dem Schöpfer aller Dinge, von dem gemeinen Vater der Menschen empfangen hat, und daß er von ihm mit denselben nur in der Absicht ausgerüstet worden ist, damit er sich ihrer als der Mittel bediene, um zu einem Ziele zu gelangen, welches außer den Gränzen seines physischen Daseyns liegt, und das der Welturheber nur dem Menschen, mit Ausschließung aller andern Geschöpfe, bestellt hat. — Das Gefühl, wodurch der Mensch die Urquelle aller Eigenschaften und Vorzüge erkennt, in denen seine ganze Würde besteht; die Ueberzeugung, daß er die Seelenkräfte, in deren Besitz er mit dem ersten Augenblicke seines Daseyns tritt, auf eine, in die Zukunft wirksame Art ohne die göttliche Hülfe zu benutzen, nicht im Stande ist; daß er ein endliches Wesen ist, dessen Seyn er nicht einen Augenblick aus eigenen Kräften fortzusetzen, oder gegen seine Auflösung zu bewahren, vermag, und daß alles, was er ist, und wer=

den kann, ein Werk der Allmacht Gottes und seiner gränzenlosen Güte ist: — Dieses Gefühl ist die Demuth gegen Gott.

Aus dem Bewußtseyn, daß der Mensch nichts besitze, das er nicht empfangen hat, und daß er sich dessen keines Wegs rühmen dürfe, als hätte er es nicht empfangen, entstehen die Gefühle der innigsten Dankbarkeit; er verhält sich zu Gott, wie der Hilflose, der in seinem Elende wegen des gänzlichen Unvermögens, seinen ersten Bedürfnissen abzuhelfen, einen nahen Tod vorsieht, und von einem Menschenfreunde aus seinem Elende durch thätige Unterstützung gezogen wird, sich zu seinem Gutthäter hienieden verhält. Diesem hat er das schätzbarste aller zeitlichen Güter, sein Leben, zu verdancken; er erkennt die Größe dieser Gutthat, erniedriget sich vor ihm, weil er weiß, daß er ohne ihn nicht mehr seyn würde. — Eben so weis der Demüthige in Rücksicht auf Gott, daß er ihm, alles was er ist, zu verdancken hat, und folglich daß er sich wie ein Kind zum beßten Vater verhält.

Stellt dann der Demüthige Vergleichungen zwischen den Eigenschaften und Vorzügen, die

ihm zu Theile geworden sind, und zwischen den unendlichen Vollkommenheiten Gottes an, so wird er in seinen Augen noch kleiner; er sinket bis an die Gränzen des Nichts hinab; er erkennt sich als einen nichtsbedeutenden Punkt in dem Weltall, in dessen unermeßlichem Raume er sich verliert. Die Erkenntniß seiner Nichtigkeit verhüllet ihm aber sein Verhältniß nicht; mit süßen Entzücken erschwingt er sich bis zu ihm hinauf; er erquicket sich mit dem Gedanken daß sein Schöpfer auch sein gütigster Vater ist, und so löset sich seine Demuth in Liebe auf.

Sieht er auf seine Neigungen zurück, die ihn unablässig reizen, sich von seinem wahren Ziele zu entfernen, seine edeln Eigenschaften zu Handlungen zu gebrauchen, die ihn entehren, und ihm alle seine Würde benehmen: so verliert er sich in dem Gedanken seiner Hülflosigkeit; er sieht seine Abhängigkeit von Gott ein; er flehet ihn um Gnaden und Unterstützungen, und so führet ihn die Demuth zur Verehrung und Anbethung Gottes.

In Rücksicht auf den Nebenmenschen ist die Demuth eine Tugend, welche in dessen genauer Werthschätzung besteht, und in ihm das Verdienst erkennt, das er durch Ausübung

der Tugend, durch Erfüllung seiner Pflicht und durch Benutzung seiner Seelenkräfte sich in seinen Augen erwirbt. Die innere Erkenntniß des Werthes seines Mitmenschen ist aber nicht deßwegen Demuth, weil sie eine Ausübung der Gerechtigkeit ist, — denn die Gerechtigkeit fordert, daß man Jedermann nach seinem Verdienste werthschätze, — sondern, weil sie mit der heimlichen Neigung streitet, die den Menschen reizet, sich über andere Vorzüge beyzumessen. Die Eigenliebe, aus welcher Eitelkeit, Selbstdünkel, Stolz, Hochmuth, u. s. w. wie aus einer gemeinschaftlichen Quelle fließen, ist also eigentlich das Laster, welches der Demuth entgegengesetzt ist.

In der Beurtheilung des Werthes seines Mitmenschen verfällt man aber äußerst leicht in Irrthum. Die Eigenliebe zieht über seine guten Eigenschaften einen Nebel, der ihren Glanz verdunkelt, und seine Fehler und Laster stellet sie in einem so hellen Lichte dar, daß ihre Häßlichkeit auffällt; sie vergleichet beyde miteinander, und schon der bloße Gesichtspunkt unter welchem sie dieselben betrachtet, rückt das Uebergewicht auf die Schaale der Letztern.

Diese Art von Täuschung entsteht bey dem Menschen unwillkührlich, und es hängt von

ihm nicht ab, wenn er sich an die Angabe seiner ersten Blicke hält, nicht geblendet zu werden. Was er zu sehen glaubt, sieht er für wahr an, und es kann geschehen, daß er seinem Nebenmenschen unrecht thut, wenn er ihn noch so aufrichtig beurtheilt zu haben meynt.

Nur die Demuth kann ihn in diesem Punkte gegen den Irrthum verwahren. Diese Tugend überzeugt den Menschen, daß seine Eigenliebe den Werth seines Nebenmenschen verdunkelt, da sie seinen Unwerth in eine blendende Helle stellet; folglich daß jedes Urtheil, welches er den Angaben gemäß, die sich seinen Blicken darbieten, fället, unfehlbar irrig seyn muß. Aus diesem Grundsatze ergiebt sich also, daß man die Angaben selbst prüfen müsse, bevor man urtheilt, und daß man bis auf den Ursprung dringen solle, aus welchem das Vorurtheil selbst stammt, welches uns das Verdienst unsers Nebenmenschen verdunkelt. Die Demuth ist dann das einzig sichere Mittel gegen die freventlichen Urtheile.

In Ansehung dessen, der die Demuth ausübet, ist sie die Grundlage aller Tugenden. Gute Handlungen werden nur in so weit für Tugenden gehalten, als sie mit den Leiden=

schaften streiten. Es ist aber dem Menschen nicht möglich, solche Handlungen auszuüben, wenn er nicht selbst seine eigenen Leidenschaften kennt; wenn er die Triebe, die ihn zum Handeln reizen, voneinander nicht zu unterscheiden weiß, und was aus einer leidenschaftlichen Gewohnheit entsteht, mit dem nicht verwechselt, das nach geprüften Gründen verrichtet wird. Die Eigenliebe ist die Quelle dieser schädlichen Unwissenheit; durch stets aufeinander folgende Täuschungen unterhält sie dieselbe in ihm, und so geschieht, daß er irret, ohne es oft zu wissen. Da also die Demuth allein, diese Quelle verstopfen kann, so ist einleuchtend, daß sie die Grundlage aller Tugenden ist.

Unter allen Leidenschaften ist die Eigenliebe jene, welche der Mensch am wenigsten an sich erkennt, weil ihre Wirkungen ununterbrochen sind, und ohne heftige Bewegungen geschehen, da jene der andern Leidenschaften meistens mit einer Art von Aufbrausen begleitet werden. Wenn das Gemüth, welches durch diese letztern in Bewegung gesetzt worden ist, wieder in seine vorige Lage hergestellt wird, so erkennt der Mensch oft die Verirrungen, zu welchen seine Leidenschaft ihn verleitet hat; jede solcher Erkenntnisse ist zugleich eine Gelegenheit, auf

Mittel zu sinnen, fernere Ausbrüche zu verhüten, und dadurch die Leidenschaft zu ersticken. — Das Gemüth hingegen ist immer auf die Eigenliebe gestimmt; man ist zu allen Zeiten geneigt, sich höher zu schätzen, als man es verdient, und seinen eigenen Handlungen einen Werth beyzulegen, den sie nicht haben; Es haben also bey dem Menschen keine solcher Abwechslungen Statt, die an diese Leidenschaft gleichsam von selbst errinern, und ihm die Pflicht vor die Augen stellen, sich davon loszumachen.

Da also der Mensch die Eigenliebe nicht in ihren Wirkungen erkennt, wenn er nicht zuvor überzeugt ist, daß sie sich in alle seine Gedanken und Handlungen, in so weit er sie auf sich selbst zurückbringt, einschleicht, so ist nothwendig, daß er sich zum voraus überzeugt halte, daß er in diesem Stücke keine Ausnahme sey; er muß das Bewußtseyn seiner Nichtigkeit in sich erwecken, und dieses Gefühl sich zur Richtschnur wählen, so oft er seine Gedanken und Handlungen beurtheilen will.

Wie soll aber der Mensch bey der Erweckung dieses Bewußtseyns sich verhalten? — Wie soll er durch Ausübung der Demuth die Aufregungen der Eigenliebe dämpfen? — Hie-

rin stimmen nicht alle Morallehrer miteinander überein. — Jene unter den heutigen, welche in dem Geschäfte der moralischen Ausbildung der Vernunft, ohne alle Rücksicht auf die Religion, die ausschließliche Gewalt einräumen, behaupten, der Mensch sey dann demüthig, wenn er von seinen Talenten, von seinen erworbenen guten Eigenschaften und Vollkommenheiten, und von seinen Lastern, Mängeln und Fehlern geradehin urtheilet, wie er sie aus reinem, wahrem, innerm Bewußtseyn erkennt. Die wahre Demuth, sagen sie, ist ein wahres, auf inneres, wohl überlegtes Bewußtseyn, gegründetes Urtheil von unsern eigenen Talenten, moralischen und physischen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, das heißt, von unserm physischen und moralischen Werth und Unwerth. Sie beschuldigen daher der Schwärmerey die Aszeten, welche, um bey dem Menschen wahre Demuth zu erwecken, ihm rathen, der Beurtheilung seines eigenen Werthes nicht zu trauen; sein Verdienst geringer zu schätzen, als es ihm selbst vorkommt; seine Vorzüge zu verläugnen und zu verheimlichen, und sich als ein Gefäß des Lasters, als ein Werkzeug der Sünde zu betrachten. Daher legen die Moralisten von ebenerwähn-

ten Art den Vorschriften der Aszeten zur Last, daß sie den Menschen nothwendig zu schlechten und niedrigen Handlungen verleiten; daß sie ihm alle Eigenschaften benehmen, die ihn zu einem Gliede der Gesellschaft machen, welches mit seines Gleichen Umgang pflegen soll; daß sie in ihm Gesinnungen erwecken, die unter seinem Stande sind, und ihn oft gar zu Handlungen bewegen, die ihn zum Gelächter anderer machen.

Wenn aber, um demüthig zu seyn, nur bloß erforderlich wäre von seinen Talenten, erworbenen guten Eigenschaften und Vollkommenheiten, und von seinen Lastern, Mängeln und Fehlern geradehin zu urtheilen, wie man sie aus reinem, wahrem, innerm Bewußtseyn erkennt, so dürfte sich jedermann des Besitzers der Demuth rühmen. Denn wo ist der Mensch, der sich überzeugt hält, daß er von seinem Werth überspant urtheilt; daß er sich selbst Laster birgt, von denen er doch weiß, daß er damit behaftet ist? Wo ist der Mensch, der sich selbst schmeichelt, eine Eigenschaft, ein Talent, ein Verdienst zu besitzen, wobey er überzeugt ist, daß er sich blendet? Ein jeder glaubt eben so

zu seyn, wie er sich selbst zu seyn dünkt, er glaubt sich aus reinem, wahrem, innerm Bewußtseyn zu beurtheilen, folglich wäre jeder demüthig, der sich nicht mehr Werth oder Unwerth zueignete, als er zu besitzen meynt.

Es ist einleuchtend, daß bey solchem Betragen die Eigenliebe für die Vernunft genommen wird, daß der Moralist, der dem Menschen zur Beurtheilung seiner selbst seine eigene Vernunft anweiset, in einen Irrkreis verfällt, und daß ein jeder, der eine solche Lehre an sich selbst in Erfüllung bringen wollte, nie aus dem Irrthume kommen könnte.

Es ist also das von den Aszeten zur Erlangung der Demuth vorgeschlagene Mittel das einzige, welches im Herzen des Menschen die Gefühle einer wahren Demuth erweckt. Wer seinem Eigendünkel keinen Glauben beymißt, wer sein Verdienst geringer schätzet, als es ihm vorkommt, erstickt die Eigenliebe; er vertilget den Nebel, der seine Laster und Fehler verhüllet, und mildert den Glanz, den sie über seine guten Eigenschaften verbreitet, folglich setzet er sich in den Stand, ein wahrhaft reines und vernünftiges Urtheil über sich selbst zu fällen, weil er durch vorläufige Geringschä-

tzung seiner selbst, durch Vermuthung einer Ursache, die ihn blenden möchte, das Hinderniß aus dem Wege geräumt hat, das seiner Vernunft jedes parteylose Urtheil unmöglich gemacht hätte.

Was die Folgen betrift, die man einem solchen Betragen zur Last legt, so hat Niemand zu befürchten, daß er sich einer Ungerechtigkeit gegen sich selbst aussetzet. Da die Eigenliebe unaufhörlich auf den Menschen wirkt, und ihn selbst zur Täuschung seiner selbst reizt, so kann dieses Uebel nur durch Gegenwirkungen, durch Herabsetzungen seines scheinbaren Werthes verhütet werden. Und wenn auch von demüthig seynwollenden Menschen niedrige Handlungen ausgeübt werden, so können sie nur der Niederträchtigkeit zugeschrieben werden, welche eben so sehr mit der wahren Demuth verwechselt werden darf, als die Miskenntniß der Würde des Menschen und seiner erhabenen Bestimmung von der Selbstschätzung im Verstande, wie wir sie (1. Band. Seite 193.) genommen haben, unterschieden ist.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mertian, Ignatz, 1766-1843

Die Moral in einzelnen Aufsätzen entwickelt und dargestellt

Bd.: 2

Augsburg (1796)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 4928
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11274333-5
VD18 80281109-001